

Reader

Erzählerische Texte von Frauen

Teil 1

1. Ilse Aichinger: Spiegelgeschichte.
2. Ingeborg Bachmann: Ein Schritt nach Gomorrha.
3. Elfriede Jelinek: Wildes, grandioses Wasser.
4. Mariana Leky: Liebesperlen.
5. Sibylle Berg: Ich geh dann
6. Kirsten Fuchs: Auszüge aus Eine Frau spürt sowas
7. Karen Duve: Dream Men Show
8. Katja Petrowskaja: Vielleicht Esther
9. Olga Martynova: Ich werde sagen: »Hi!«
10. Nina Bußmann: Große Ferien
11. Kathrin Passig: Sie befinden sich hier

Ilse Aichinger

Spiegelgeschichte, 1949

Wenn einer dein Bett aus dem Saal schiebt,
wenn du siehst, dass der Himmel grün wird, und
wenn du dem Vikar die Leichenrede ersparen
willst, so ist es Zeit für dich, aufzustehen leise,
5 wie Kinder aufstehen, wenn am Morgen Licht
durch die Läden schimmert, heimlich, dass es die
Schwester nicht sieht – und schnell!

Aber da hat er schon begonnen, der Vikar, da
hörst du seine Stimme, jung und eifrig und un-
10 aufhaltsam, da hörst du ihn schon reden. Lass es
geschehen! Lass seine guten Worte untertau-
chen in dem blinden Regen.

Dein Grab ist offen. Lass seine schnelle Zuver-
sicht erst hilflos werden, dass ihr geholfen
15 wird. Wenn du ihn lässt, wird er am Ende nicht
mehr wissen, ob er schon begonnen hat. Und
weil er es nicht weiß, gibt er den Trägern das
Zeichen. Und die Träger fragen nicht viel und
holen deinen Sarg wieder herauf. Und sie neh-
20 men den Kranz vom Deckel und geben ihn dem
jungen Mann zurück, der mit gesenktem Kopf am
Rand des Grabes steht. Der junge Mann nimmt
seinen Kranz und streicht verlegen alle Bänder
glatt, er hebt für einen Augenblick die Stirne,
25 und da wirft ihm der Regen ein paar Tränen über
die Wangen. Dann bewegt sich der Zug die
Mauern entlang wieder zurück. Die Kerzen in der
kleinen, hässlichen Kapelle werden noch einmal
angezündet, und der Vikar sagt die Totengebete,
30 damit du leben kannst. Er schüttelt dem jungen
Mann heftig die Hand und wünscht ihm vor Ver-
legenheit viel Glück. Es ist sein erstes Begräbnis,
und er errötet bis zum Hals hinunter. Und ehe er
sich verbessern kann, ist auch der junge Mann
35 verschwunden. Was bleibt jetzt zu tun? Wenn
einer einem Trauernden viel Glück gewünscht
hat, bleibt ihm nichts übrig, als den Toten wieder
heimzuschicken. Gleich darauf fährt der Wagen
mit deinem Sarg die lange Straße wieder hinauf.
40 Links und rechts sind Häuser, und an allen Fens-
tern stehen gelbe Narzissen, wie sie ja auch in
alle Kränze gewunden sind, dagegen ist nichts zu
machen. Kinder pressen ihre Gesichter an die
verschlossenen Scheiben, es regnet, aber eins
45 davon wird trotzdem aus der Haustür laufen. Es
hängt sich hinten an den Leichenwagen, wird
abgeworfen und bleibt zurück. Das Kind legt
beide Hände über die Augen und schaut euch

böse an. Wo soll denn eins sich aufschwingen,
50 solange es auf der Friedhofsstraße wohnt? Dein
Wagen wartet an der Kreuzung auf das grüne
Licht. Es regnet schwächer. Die Tropfen tanzen
auf dem Wagendach. Das Heu riecht aus der
Ferne. Die Straßen sind frisch getauft, und der
55 Himmel legt seine Hand auf alle Dächer. Dein
Wagen fährt aus reiner Höflichkeit ein Stück
neben der Trambahn her. Zwei kleine Jungen am
Straßenrand wetten um ihre Ehre. Aber der auf
die Trambahn gesetzt hat, wird verlieren. Du
60 hättest ihn warnen können, aber um dieser Ehre
willen ist noch keiner aus dem Sarg gestie-
gen. Sei geduldig. Es ist ja Frühsommer. Da
reicht der Morgen noch lange in die Nacht hin-
ein. Ihr kommt zurecht. Bevor es dunkel wird und
65 alle Kinder von den Straßenrändern verschwun-
den sind, biegt auch der Wagen schon in den
Spitalshof ein, ein Streifen Mond fällt zugleich in
die Einfahrt. Gleich kommen die Männer und
heben deinen Sarg vom Leichenwagen. Und der
70 Leichenwagen fährt fröhlich nach Hause. Sie
tragen deinen Sarg durch die zweite Einfahrt
über den Hof in die Leichenhalle. Dort wartet der
leere Sockel schwarz und schief und erhöht, und
sie setzen den Sarg darauf und öffnen ihn wie-
75 der, und einer von ihnen flucht, weil die Nägel zu
fest eingeschlagen sind. Diese verdammte
Gründlichkeit! Gleich darauf kommt auch der
junge Mann und bringt den Kranz zurück, es war
schon hohe Zeit. Die Männer ordnen die Schlei-
80 fen und legen ihn vorne hin, da kannst du ruhig
sein, der Kranz liegt gut. Bis morgen sind die
welken Blüten frisch und schließen sich zu Knos-
pen. Die Nacht über bleibst du allein, das Kreuz
zwischen den Händen, und auch den Tag über
85 wirst du viel Ruhe haben. Du wirst es später
lange nicht mehr fertig bringen, so still zu lie-
gen. Am nächsten Tag kommt der junge Mann
wieder. Und weil der Regen ihm keine Tränen
gibt, starrt er ins Leere und dreht die Mütze
90 zwischen seinen Fingern. Erst bevor sie den Sarg
wieder auf das Brett heben, schlägt er die Hände
vor das Gesicht. Er weint. Du bleibst nicht länger
in der Leichenhalle. Warum weint er? Der Sarg-
deckel liegt nur mehr lose, und es ist heller Mor-
95 gen. Die Spatzen schreien fröhlich. Sie wissen
nicht, dass es verboten ist, die Toten zu erwe-
cken. Der junge Mann geht vor deinem Sarg her,

als stünden Gläser zwischen seinen Schritten.
Der Wind ist kühl und verspielt, ein unmündiges
100 Kind. Sie tragen dich ins Haus und die Stiegen
hinauf. Du wirst aus dem Sarg gehoben. Dein
Bett ist frisch gerichtet. Der junge Mann starrt
durch das Fenster in den Hof hinunter, da paaren
sich zwei Tauben und gurren laut, geekelt wen-
105 det er sich ab.

Und da haben sie dich schon in das Bett zurück-
gelegt. Und sie haben dir das Tuch wieder um
den Mund gebunden, und das Tuch macht dich
so fremd. Der Mann beginnt zu schreien und
110 wirft sich über dich. Sie führen ihn sachte weg.
„Bewahret Ruhe!“ steht an allen Wänden, die
Krankenhäuser sind zur Zeit überfüllt, die Toten
dürfen nicht zu früh erwachen.

Vom Hafen heulen die Schiffe. Zur Abfahrt oder
115 zur Ankunft? Wer soll das wissen? Still! Bewahret
Ruhe! Erweckt die Toten nicht, bevor es Zeit ist,
die Toten haben einen leisen Schlaf. Doch die
Schiffe heulen weiter. Und ein wenig später
werden sie dir das Tuch vom Kopf nehmen müs-
120 sen, ob sie es wollen oder nicht. Und sie werden
dich waschen und deine Hemden wechseln, und
einer von ihnen wird sich schnell über dein Herz
beugen, schnell, solange du noch tot bist. Es ist
nicht mehr viel Zeit, und daran sind die Schiffe
125 schuld. Der Morgen wird schon dunkler. Sie
öffnen deine Augen, und die funkeln weiß. Sie
sagen jetzt auch nichts mehr davon, dass du
friedlich aussiehst, dem Himmel sei Dank dafür,
es erstirbt ihnen im Mund. Warte noch! Gleich
130 sind sie gegangen. Keiner will Zeuge sein, denn
dafür wird man heute noch verbrannt.

Sie lassen dich allein. So allein lassen sie dich,
dass du die Augen aufschlägst und den grünen
Himmel siehst, so allein lassen sie dich, dass du
135 zu atmen beginnst, schwer und röchelnd und
tief, rasselnd wie eine Ankerkette, wenn sie sich
löst. Du bäumst dich auf und schreist nach dein-
er Mutter. Wie grün der Himmel ist!

„Die Fieberträume lassen nach“, sagt eine Stim-
140 me hinter dir, „der Todeskampf beginnt!“ Ach
die! Was wissen die? Geh jetzt! Jetzt ist der
Augenblick! Alle sind weggerufen. Geh, eh sie
wiederkommen und eh ihr Flüstern wieder laut
wird, geh die Stiegen hinunter, an dem Pfortner
145 vorbei, durch den Morgen, der Nacht wird. Die
Vögel schreien in der Finsternis, als hätten deine
Schmerzen zu jubeln begonnen. Geh nach Hau-

se! Und leg dich in dein eigenes Bett zurück,
auch wenn es in den Fugen kracht und noch
150 zerwühlt ist. Da wirst du schneller gesund! Da
tobst du nur drei Tage lang gegen dich und
trinkst dich satt am grünen Himmel, da stößt du
nur drei Tage lang die Suppe weg, die dir die
Frau von oben bringt, am vierten nimmst du
155 sie. Und am siebenten, der der Tag der Ruhe ist,
am siebenten gehst du weg. Die Schmerzen
jagen dich, den Weg wirst du ja finden. Erst
links, dann rechts und wieder links, quer durch
die Hafengassen, die so elend sind, dass sie
160 nicht anders können, als zum Meer zu führen.
Wenn nur der junge Mann in deiner Nähe wäre,
aber der junge Mann ist nicht bei dir, im Sarg
warst du viel schöner. Doch jetzt ist dein Gesicht
verzerrt von Schmerzen, die Schmerzen haben
165 zu jubeln aufgehört. Und jetzt steht auch der
Schweiß wieder auf deiner Stirne, den ganzen
Weg lang, nein, im Sarg, da warst du schö-
ner! Die Kinder spielen mit den Kugeln am Weg.
Du läufst in sie hinein, du läufst, als liefst du mit
170 dem Rücken nach vorn, und keines ist dein Kind.
Wie soll denn auch eines davon dein Kind sein,
wenn du zur Alten gehst, die bei der Kneipe
wohnt? Das weiß der ganze Hafen, wovon die
Alte ihren Schnaps bezahlt. Sie steht schon an
175 der Tür. Die Tür ist offen, und sie streckt dir ihre
Hand entgegen, die ist schmutzig. Alles ist dort
schmutzig. Am Kamin stehen die gelben Blumen,
und das sind dieselben, die sie in die Kränze
winden, das sind schon wieder dieselben. Und
180 die Alte ist viel zu freundlich. Und die Treppen
knarren auch hier. Und die Schiffe heulen, wohin
du immer gehst, die heulen überall. Und die
Schmerzen schütteln dich, aber du darfst nicht
schreien. Die Schiffe dürfen heulen, aber du
185 darfst nicht schreien. Gib der Alten das Geld für
den Schnaps! Wenn du ihr erst das Geld gege-
ben hast, hält sie dir deinen Mund mit beiden
Händen zu. Die ist ganz nüchtern von dem vielen
Schnaps, die Alte. Die träumt nicht von den
190 Ungeborenen. Die unschuldigen Kinder wagen's
nicht, sie bei den Heiligen zu verklagen, und die
schuldigen wagen's auch nicht. Aber du - du
wagst es! „Mach mir mein Kind wieder leben-
dig!“ Das hat noch keine von der Alten verlangt.
195 Aber du verlangst es. Der Spiegel gibt dir Kraft.
Der blinde Spiegel mit den Fliegenflecken lässt
dich verlangen, was noch keine verlangt hat.

„Mach es lebendig, sonst stoß ich deine gelben
Blumen um, sonst kratz ich dir die Augen aus,

200 sonst reiß ich deine Fenster auf und schrei über
die Gasse, damit sie hören müssen, was sie
wissen, ich schrei – –“ Und da erschrickt die
Alte. Und in dem großen Schrecken, in dem
blinden Spiegel erfüllt sie deine Bitte. Sie weiß
205 nicht, was sie tut, doch in dem blinden Spiegel
gelingt es ihr. Die Angst wird fruchtbar, und die
Schmerzen beginnen endlich wieder zu jubeln.
Und eh du schreist, weißt du das Wiegenlied:
Schlaf, Kindlein, schlaf! Und eh du schreist, stürzt
210 dich der Spiegel die finsternen Treppen wieder
hinab und lässt dich gehen, laufen lässt er dich.
Lauf nicht zu schnell!

Heb lieber deinen Blick vom Boden auf, sonst
könnt es sein, dass du da drunten an den Plan-
215 ken um den leeren Bauplatz in einen Mann hin-
einläufst, in einen jungen Mann, der seine Mütze
dreht. Daran erkennst du ihn. Das ist derselbe,
der zuletzt an deinem Sarg die Mütze gedreht
hat, da ist er schon wieder! Da steht er, als wäre
220 er nie weggewesen, da lehnt er an den Planken.
Du fällst in seine Arme. Er hat schon wieder
keine Tränen, gib ihm von den deinen. Und
nimm Abschied, eh du dich an seinen Arm
hängst. Nimm von ihm Abschied! Du wirst es
225 nicht vergessen, wenn er es auch vergisst: Am
Anfang nimmt man Abschied. Ehe man mitei-
nander weitergeht, muss man sich an den Plan-
ken um den leeren Bauplatz für immer trennen.

Dann geht ihr weiter. Es gibt da einen Weg, der
230 an den Kohlenlagern vorbei zur See führt. Ihr
schweigt. Du wartest auf das erste Wort, du lässt
es ihm, damit dir nicht das letzte bleibt. Was
wird er sagen? Schnell, eh ihr an der See seid,
die unvorsichtig macht! Was sagt er? Was ist das
235 erste Wort? Kann es denn so schwer sein, dass
es ihn stammeln lässt, dass es ihn zwingt, den
Blick zu senken? Oder sind es die Kohlenberge,
die über die Planken ragen und ihm Schatten
unter die Augen werfen und ihn mit ihrer
240 Schwärze blenden? Das erste Wort – jetzt hat er
es gesagt: es ist der Name einer Gasse. So heißt
die Gasse, in der die Alte wohnt. Kann denn das
sein? Bevor er weiß, dass du das Kind erwartest,
nennt er dir schon die Alte, bevor er sagt, dass
245 er dich liebt, nennt er die Alte. Sei ruhig! Er weiß
nicht, dass du bei der Alten schon gewesen bist,
er kann es auch nicht wissen, er weiß nichts von
dem Spiegel. Aber kaum hat er's gesagt, hat er
es auch vergessen. Im Spiegel sagt man alles,
250 dass es vergessen sei. Und kaum hast du gesagt,

dass du das Kind erwartest, hast du es auch
verschwiegen. Der Spiegel spiegelt alles. Die
Kohlenberge weichen hinter euch zurück, da seid
ihr an der See und seht die weißen Boote wie
255 Fragen an der Grenze eures Blicks, seid still, die
See nimmt euch die Antwort aus dem Mund, die
See verschlingt, was ihr noch sagen wolltet. Von
da ab geht ihr viele Male den Strand hinauf, als
ob ihr ihn hinabgingt, nach Hause, als ob ihr
260 weglieft, und weg, als gingt ihr heim. Was flüs-
tern die in ihren hellen Hauben? „Das ist der
Todeskampf!“ Die lasst nur reden. Eines Tages
wird der Himmel blass genug sein, so blass, dass
seine Blässe glänzen wird. An diesem Tag spie-
265 gelt der blinde Spiegel das verdammte Haus.
Verdammt nennen die Leute ein Haus, das abge-
rissen wird, verdammt nennen sie das, sie wis-
sen es nicht besser. Es soll euch nicht erschre-
cken. Der Himmel ist jetzt blass genug. Und wie
270 der Himmel in der Blässe erwartet auch das Haus
am Ende der Verdammung die Seligkeit. Vom
vielen Lachen kommen leicht die Tränen. Du
hast genug geweint. Nimm deinen Kranz zurück.
Jetzt wirst du auch die Zöpfe bald wieder lösen
275 dürfen. Alles ist im Spiegel. Und hinter allem,
was ihr tut, liegt grün die See. Wenn ihr das
Haus verlasst, liegt sie vor euch. Wenn ihr durch
die eingesunkenen Fenster wieder aussteigt,
habt ihr vergessen. Von da ab drängt er dich, mit
280 ihm hineinzugehen. Aber in dem Eifer entfernt
ihr euch davon und biegt vom Strand ab. Ihr
wendet euch nicht um. Und das verdammte
Haus bleibt hinter euch zurück. Ihr geht den Fluss
hinauf, und euer eigenes Fieber fließt euch ent-
285 gegen, es fließt an euch vorbei. Gleich lässt sein
Drängen nach. Und in demselben Augenblick bist
du nicht mehr bereit, ihr werdet scheuer. Das ist
die Ebbe, die die See von allen Küsten wegzieht.
Sogar die Flüsse sinken zur Zeit der Ebbe. Und
290 drüben auf der anderen Seite lösen die Wipfel
endlich die Krane ab. Weiße Schindeldächer
schlafen darunter. Gib acht, jetzt beginnt er bald
von der Zukunft zu reden, von den vielen Kin-
dern und vom langen Leben, und seine Wangen
295 brennen vor Eifer. Sie zünden auch die deinen
an. Ihr werdet streiten, ob ihr Söhne oder Töch-
ter wollt, und du willst lieber Söhne. Und er
wollte sein Dach lieber mit Ziegeln decken, und
du willst lieber – – – aber da seid ihr den Fluss
300 schon viel zu weit hinaufgegangen. Der Schre-
cken packt euch. Die Schindeldächer auf der
anderen Seite sind verschwunden, da drüben

sind nur mehr Auen und feuchte Wiesen. Und hier? Gebt auf den Weg acht. Es däm-
305 nert, wie es nur am Morgen däm-
nert. Die Zukunft ist vorbei.

Die Zukunft ist ein Weg am Fluss, der in die Auen mündet. Geht zurück! Was soll jetzt werden? Drei Tage später wagt er nicht mehr, den
310 Arm um deine Schultern zu legen. Wieder drei Tage später fragt er dich, wie du heißt, und du fragst ihn. Nun wisst ihr voneinander nicht einmal mehr die Namen. Und ihr fragt auch nicht mehr. Es ist schöner so. Seid ihr nicht zum Geheimnis geworden? Jetzt geht ihr endlich wieder schweigsam nebeneinander her. Wenn er dich jetzt noch etwas fragt, so fragt er, ob es regnen wird. Wer kann das wissen? Ihr werdet immer fremder. Von der Zukunft habt ihr schon lange zu reden aufgehört. Ihr seht euch nur mehr selten, aber noch immer seid ihr einander nicht fremd genug. Wartet, seid geduldig. Eines Tages wird es so weit sein. Eines Tages ist er dir so fremd, dass du ihn auf einer finsternen Gasse vor
320 einem offenen Tor zu lieben beginnst. Alles will seine Zeit. Jetzt ist sie da. „Es dauert nicht mehr lange“, sagen die hinter dir, „es geht zu Ende!“ Was wissen die? Beginnt nicht jetzt erst alles? Ein Tag wird kommen, da siehst du ihn zum erstenmal. Und er sieht dich. Zum erstenmal, das heißt: nie wieder. Aber erschreckt nicht! Ihr müsst nicht voneinander Abschied nehmen, das habt ihr längst getan. Wie gut es ist, dass ihr es schon getan habt! Es wird ein Herbsttag sein, voller Erwartung darauf, dass alle Früchte wieder
335 Blüten werden, wie er schon ist, der Herbst, mit diesem hellen Rauch und mit dem Schatten, die wie Splitter zwischen den Schritten liegen, dass du die Füße daran zerschneiden könntest, dass du darüber fällst, wenn du um Äpfel auf den Markt geschickt bist, du fällst vor Hoffnung und vor Fröhlichkeit. Ein junger Mann kommt dir zu Hilfe. Er hat die Jacke nur lose umgeworfen und lächelt und dreht die Mütze und weiß kein Wort zu sagen. Aber ihr seid sehr fröhlich in diesem letzten Licht. Du dankst ihm und wirfst ein wenig den Kopf zurück, und da lösen sich die aufgesteckten Zöpfe und fallen herab. „Ach“, sagt er,
345 „gehst du nicht noch zur Schule?“ Er dreht sich um und geht und pfeift ein Lied. So trennt ihr euch, ohne einander nur noch einmal anzuschauen, ganz ohne Schmerz und ohne es zu wissen, dass ihr euch trennt. Jetzt darfst du wieder mit deinen kleinen Brüdern spielen, und

355 du darfst mit ihnen den Fluss entlang gehen, den Weg am Fluss unter den Erlen, und drüben sind die weißen Schindeldächer wie immer zwischen den Wipfeln. Was bringt die Zukunft? Keine Söhne. Brüder hat sie dir gebracht, Zöpfe, um
360 sie tanzen zu lassen, Bälle, um zu fliegen. Sei ihr nicht böse, es ist das Beste, was sie hat. Die Schule kann beginnen. Noch bist du ein wenig zu groß, noch musst du auf dem Schulhof während der großen Pause in Reihen gehen und flüstern und erröten und durch die Finger lachen. Aber warte noch ein Jahr, und du darfst wieder über die Schnüre springen und nach den Zweigen haschen, die über die Mauern hängen. Die fremden Sprachen hast du schon gelernt, doch so leicht bleibt es nicht. Deine eigene Sprache ist
370 viel schwerer. Noch schwerer wird es sein, lesen und schreiben zu lernen, doch am schwersten ist es, alles zu vergessen. Und wenn du bei der ersten Prüfung alles wissen musstest, so darfst du doch am Ende nicht mehr wissen. Wirst du das bestehen? Wirst du still genug sein? Wenn du genug Furcht hast, um den Mund nicht aufzutun, wird alles gut. Du hängst den blauen Hut, den alle Schulkinder tragen, wieder an den Nagel und verlässt die Schule. Es ist wieder Herbst. Die Blüten sind lange schon zu Knospen geworden, die Knospen zu nichts und nichts wieder zu Früchten. Überall gehen kleine Kinder nach Hause, die ihre Prüfung bestanden haben, wie du. Ihr
385 alle wisst nichts mehr. Du gehst nach Hause, dein Vater erwartet dich, und die kleinen Brüder schreien so laut sie können und zerren an deinem Haar. Du bringst sie zur Ruhe und tröstest deinen Vater. Bald kommt der Sommer mit den langen Tagen. Bald stirbt deine Mutter. Du und dein Vater, ihr beide holt sie vom Friedhof ab. Drei Tage liegt sie noch zwischen den knisternen Kerzen, wie damals du. Blast alle Kerzen aus, eh sie erwacht! Aber sie riecht das Wachs und hebt sich auf die Arme und klagt leise über die Verschwendung. Dann steht sie auf und wechselt ihre Kleider. Es ist gut, dass deine Mutter gestorben ist, denn länger hättest du es mit den kleinen Brüdern allein nicht machen können. Doch jetzt ist sie da. Jetzt besorgt sie
395 alles und lehrt dich auch das Spielen noch viel besser, man kann es nie genug gut können. Es ist keine leichte Kunst. Aber das schwerste ist es noch immer nicht. Das schwerste bleibt es doch, das Sprechen zu vergessen und das Gehen zu
400 verlernen, hilflos zu stammeln und auf dem Bo-

den zu kriechen, um zuletzt in Windeln gewickelt zu werden. Das schwerste bleibt es, alle Zärtlichkeiten zu ertragen und nur mehr zu schauen.

⁴¹⁰ Sei geduldig! Bald ist alles gut. Gott weiß den Tag, an dem du schwach genug bist.

Es ist der Tag deiner Geburt. Du kommst zur Welt und schlägst die Augen auf und schließt sie wieder vor dem starken Licht. Das Licht wärmt dir die Glieder, du regst dich in der Sonne, du bist da, du lebst. Dein Vater beugt sich über dich. „Es ist zu Ende –“, sagen die hinter dir, „sie ist tot!“

Still! Lass sie reden!

Ein Schritt nach Gomorrha

Ingeborg Bachmann. Das dreißigste Jahr. 1961.

Die letzten Gäste waren gegangen. Nur das Mädchen in dem schwarzen Pullover und dem roten Rock saß noch da, hatte sich nicht mit den anderen erhoben. Sie ist betrunken, dachte

⁵ Charlotte, als sie ins Zimmer zurückkam, sie will mit mir allein sprechen, mir womöglich etwas erzählen, und ich bin todmüde. Sie schloß die Tür, in der sie zögernd gestanden hatte, um dem letzten Gast noch eine Möglichkeit zu geben, die
¹⁰ offenstehende Tür wahrzunehmen, und nahm von der Kommode einen Aschenbecher, über dessen Rand kleine Aschenhäute rieselten. Im Zimmer: die verrückten Stühle, eine verknüllte Serviette auf dem Boden, die gedunsene Luft,
¹⁵ die Verwüstung, die Leere nach dem Überfall. Ihr wurde übel. Sie hielt noch ein brennendes Zigarettenende in der Hand und versuchte, es hineinzudrücken in den Haufen von Stummeln und Asche. Es qualmte jetzt. Sie sah blinzelnd hin-
²⁰ über zu dem Sessel in der Ecke, auf herabhängendes Haar, das rötlich glänzte, auf den roten Rock, der, wie eine Capa ausgebreitet, über die Beine des Mädchens fiel und in einem Halbkreis Füße, Teppich und Sessel verdeckte, am Boden
²⁵ schleifte. Mehr als das Mädchen selbst, sah sie alle diese unstimmgigen vielen Rottöne im Raum: das Licht, das durch einen roten Lampenschirm mußte, mit einer flirrenden Staubsäule davor; eine Reihe von roten Bücherrücken dahinter auf
³⁰ einem Regal; den filzigen wilden Rock und die matteren Haare. Nun war einen Augenblick lang alles so, wie es nie wieder sein konnte – ein einziges Mal war die Welt in Rot. Die Augen des Mädchens gingen darin auf, zwei feuchte, dunk-
³⁵ le, betrunkene Objekte, und trafen die Augen der Frau.

Charlotte dachte: ich werde sagen, daß ich mich schlecht fühle und schlafen gehen muß. Nur diesen einen höflichen passenden Satz muß ich
⁴⁰ finden, sie damit zum Gehen bringen. Sie muß gehen. Warum geht sie nicht? Ich bin todmüde. Warum gehen Gäste nie? Warum bloß ist sie nicht mit den anderen gegangen?

Aber der Augenblick war vertan, sie war zu lange

⁴⁵ schweigend dagestanden; sie ging leise weiter in die Küche, säuberte den Aschenbecher, wusch sich rasch das Gesicht, wusch den langen Abend weg, das viele Lächeln, die Aufmerksamkeit, das angestrengte die Augen-überall-haben. Vor
⁵⁰ ihren Augen blieb zurück: der weite Rock mit dem Todesrot, zu dem die Trommeln hätten gerührt werden müssen.

Sie wird mir eine Geschichte erzählen. Warum gerade mir? Sie bleibt, weil sie mit mir sprechen
⁵⁵ will. Hat kein Geld oder findet sich nicht zurecht in Wien, kommt von da unten, eine Slowenin, halbe Slowenin, von der Grenze, jedenfalls aus dem Süden, der Name klingt auch danach, Mara. Irgend etwas wird es schon sein, eine Bitte, eine
⁶⁰ Geschichte, irgendeine, mit der sie mich um den Schlaf bringen will. Zuviel allein wird sie natürlich in Wien sein oder sie ist in irgendeine Geschichte geraten. Franz fragen nach diesem Mädchen, morgen. Morgen!

⁶⁵ Charlotte erschrak, memorierte rasch ihre Pflichten: morgen früh Franz abholen, den Wecker stellen, frisch sein, ausgeschlafen sein, einen erfreuten Eindruck machen. Es war keine Zeit mehr zu verlieren. Sie füllte rasch zwei Gläser
⁷⁰ mit Mineralwasser und trug sie ins Zimmer, reichte eines dem Mädchen, das schweigend austrank und dann, während es das Glas wegstellte, brüsk sagte: Morgen kommt er also zurück.

⁷⁵ Ja, sagte Charlotte. Zu spät verletzt, fügte sie hinzu: Wer? – Es war zu spät.

Er ist oft verreist. Da sind Sie viel allein. Manchmal, nicht oft. Das wissen Sie doch. Sie möchten, daß ich gehe? Nein, sagte Charlotte. Ich
⁸⁰ hatte das Gefühl, daß der Mann, der soviel gesprochen hat, auch noch gern geblieben wäre ... Nein, sagte Charlotte.

Ich hatte das Gefühl ... Mara verzog den Mund. Charlotte war zornig, aber sie antwortete noch
⁸⁵ immer höflich: Nein, gewiß nicht. – Sie stand auf. Ich werde uns einen Kaffee kochen. Und dann rufe ich ein Taxi. Jetzt war ihr der Satz gelungen,

sie hatte wieder Boden unter den Füßen, hatte dem Mädchen bedeutet, daß sie das Taxi bezahlen werde, und sie hatte sich vor allem diese Bemerkung verboten.

Mara sprang auf und griff nach Charlottes Arm. Nein, sagte sie, ich will das nicht. Sie sind heut
abend oft genug in die Küche gelaufen. Wir
können draußen Kaffee trinken. Kommen Sie.
Gehen wir weg, weit weg. Ich kenne da eine Bar.
Wir gehen, nicht wahr? - Charlotte befreite ihren
Arm und ging, ohne Antwort, die Mäntel holen.
Sie schob das Mädchen zur Tür hinaus. Sie war
erleichtert. Im Treppenhaus, das dunkel war und
nur in jeder Biegung von der Laterne im Hof
schwach erleuchtet wurde, kam ihr Maras Hand
entgegen, griff wieder nach ihrem Arm. Sie
fürchtete, daß das Mädchen stürzen könne, und
zog und stützte es zugleich, bis sie unten waren
und das Tor erreicht hatten.

Der Franziskanerplatz lag da wie ein Dorfplatz,
still. Geplätscher vom Brunnen, still. Man hätte
gerne Wiesen und Wälder von nah gerochen,
einen Blick nach dem Mond getan, zum Himmel,
der sich wieder dicht und nachtblau eingestellt
hatte nach einem lärmigen Tag. In der Weih-
burggasse ging niemand. Sie gingen rasch hinauf
bis zur Kärntner Straße, und plötzlich nahm Mara
wieder, wie ein furchtsames Kind, Charlottes
Hand. Sie hielten einander an den Händen und
gingen noch rascher, als verfolgte sie jemand.
Mara fing zu laufen an, und zuletzt liefen sie wie
zwei Schulmädchen, als gäbe es keine andere
Gangart. Maras Armbänder klirrten, und eines
drückte gegen Charlottes Handgelenk und
schmerzte, trieb sie an. Von Unsicherheit befallen,
sah Charlotte sich in dem luftlosen und
heißen Vorraum der Bar um. Mara hielt ihr die
Tür ins Innere auf. Wieder war alles rot. Nun
waren auch die Wände rot, höllenrot, die Stühle
und die Tische, die Lichter, die wie Verkehrsampeln
auf ihre Ablösung durch das grüne Licht des
Morgens warteten und nun die Nacht aufhalten
und die Menschen anhalten wollten in der Nacht,
im Rauch, im Rausch. Aber diese Rottöne waren,
weil kein Zufall sie angerichtet hatte, dennoch
schwächer in der Wirkung als das erste viele Rot
von vorhin, sie schwächten auch die Erinnerung
daran, und Maras Haare und ihr weiter Rock
wurden in dem gähnenden Rachen Rot ver-
schlungen.

Es wurde lustlos getrunken und getanzt; trotzdem
hatte Charlotte das Gefühl, in einen Höllen-
raum gelangt zu sein, gebrannt und leiden ge-

macht zu werden von ihr noch unbekanntem
Torturen. Die Musik, der Stimmenlärm folterten
sie, denn sie hatte sich unerlaubt aus ihrer Welt
entfernt und fürchtete, entdeckt und gesehen zu
werden von jemand, der sie kannte. Mit geduck-
tem Kopf ging sie hinter Mara zu dem Tisch, an
den sie der Kellner wies, einen langen Tisch, an
dem schon zwei Männer in dunklen Anzügen
saßen und, entfernter, ein junges Paar, das nicht
einen Augenblick aufsah, sich gegenseitig mit
den Fingerspitzen berührte. Rundherum fluteten
und drückten die Tanzenden, wie von den Plan-
ken eines untergehenden Schiffes abrutschend,
gegen den Tisch, stampften auf den Boden, auf
dem auch der Tisch in Gefahr geriet, als wollten
sie in die Tiefe. Alles schwankte, rauchte, duns-
tete in dem Rotlicht. Alles wollte in die Tiefe,
lärmumschlungen tiefer, lustlos tiefer. Charlotte
bestellte Kaffee und Wein. Als sie wieder aufsah,
war Mara aufgestanden und hatte begonnen,
einen Meter entfernt von ihr, zu tanzen. Erst
schien es, als wäre sie allein, aber dann war
auch der Mann wahrzunehmen, der mit ihr tanz-
te, ein erhitzter dünner Bursche, ein Lehrling
oder Student, der mit den Hüften und Beinen
schlenkerte, auch allein für sich tanzte und nur
hin und wieder nach Maras Händen griff oder sie
kurz in den Arm nahm, um sie dann gleich wie-
der von sich zu stoßen und ihren eigenen erfin-
derischen Bewegungen zu überlassen. Mara
wandte ihr Gesicht Charlotte zu, lächelte, wand
sich, warf die Haare mit der Hand hoch. Einmal
hüpfte sie ganz nahe u Charlotte hin und ver-
beugte sich zierlich. Sie erlauben doch?

Charlotte nickte steif. Sie wandte sich ab, trank
in kleinen Schlucken; sie wollte das Mädchen
nicht stören, indem sie es beobachtete. Ein
Mann trat hinter ihren Stuhl und forderte sie zum
Tanzen auf. Sie schüttelte den Kopf. Sie klebte
auf ihrem Stuhl, und ihre Zunge klebte, schon
wieder trocken, fest in ihrem Mund. Sie wollte
aufstehen, heimlich gehen, wenn Mara nicht
hersah. Aber sie ging nicht - doch das wußte sie
erst später ganz deutlich - , weil sie keinen
Augenblick lang das Gefühl hatte, daß Mara
tanzte, um zu tanzen, oder daß sie mit jemand
hier tanzen oder hierbleiben oder sich vergnügen
wollte. Denn sie sah immerzu her, führte ihren
Tanz nur auf, damit Charlotte hinsah. Sie zog
ihre Arme durch die Luft und ihren Körper durch
den Raum wie durch Wasser, sie schwamm und
stellte sich zur Schau, und Charlotte, endlich
bezwungen und um endlich ihren Blicken eine

unverkennbare Richtung geben zu können, folgte
195 ihr bei jeder Bewegung. Ende der Musik. Eine
atemlose, strahlende Mara, die sich setzte und
nach Charlottes Hand griff. Ineinander verschlun-
gene Hände. Geflüster. Sind Sie böse? Kopf-
schütteln. Eine große Dumpfheit. Jetzt aufstehen
200 und gehen können diese kleinen klettenhaften
Hände loswerden können. Charlotte befreite mit
einem Ruck ihre rechte Hand, griff nach dem
Weinglas und trank. Auch der Wein ging nicht
aus wieviel davon sie auch trinken mochte. Die
205 Zeit ging nicht aus; diese Blicke, diese Hände, sie
gingen nicht aus. Die beiden Männer am Tisch
wandten sich an Mara, tuschelten mit ihr, lach-
ten ihr zu. Machen wir eine Brücke, Fräulein?

Mara hob ihre Hände, spielte mit den Händen
210 der Männer ein kurzes Spiel, das Charlotte nicht
kannte. Nein, keine Brücke, keine Brücke! rief sie
lachend, kehrte den Männern ebenso plötzlich
den Rücken, wie sie sich mit ihnen eingelassen
hatte, und tauchte, heimkehrend, mit ihren Hän-
215 den unter Charlottes Hände, die weiß und kalt
nebeneinander auf dem Tisch lagen. Ach, die
Damen wollen unter sich sein, sagte der eine der
Männer und lachte gutmütig seinem Freund zu.
Charlotte schloß die Augen. Sie spürte den Druck
220 von Maras harten Fingern und erwiderte ihn,
ohne zu wissen warum und ohne es zu wün-
schen. Ja, so war das. Das war es. Sie kam lang-
sam wieder zu sich, hielt die Augen unverwandt
vor sich nieder auf die Tischplatte und rührte
225 sich nicht. Sie wollte sich nie mehr rühren. Es
konnte ihr jetzt gleich sein, ob sie gingen oder
blieben, ob sie bis zum Morgen ausgeschlafen
sein würde oder nicht, ob diese Musik weiter-
ging, jemand sie ansprach, jemand sie erkannte
230 ... Du. sag etwas! Du ... gefällt es dir hier nicht?
Gehst du denn nie tanzen, nie aus, um zu trin-
ken...? Sag etwas! Schweigen.

Sag doch etwas. Lach ein bißchen. Hältst du das
aus, dort oben bei dir? Ich könnte das nicht
235 aushalten, allein herumgehen, allein schlafen,
allein in der Nacht und tags arbeiten, immer
üben ... Oh, das ist furchtbar. Das halt niemand
aus! Charlotte sagte mühsam: Gehen wir. Sie
fürchtete, loszuweinen. Als sie auf der Straße
240 waren, fand sie wieder den Satz nicht, der sie
schon einmal gerettet hatte. Früher war der Satz
möglich gewesen: Ich lasse Ihnen ein Taxi rufen
... Aber jetzt hätte sie diesen Satz übersetzen
müssen in einen Satz mit einem Du. Diesen Satz
245 konnte sie nicht bilden. Langsam gingen sie
zurück. Charlotte steckte ihre Hände in die Man-

teltaschen. Ihre Hand wenigstens sollte Mara
nicht mehr haben. Die Stiegen am Franziskaner-
platz fand Mara diesmal ohne Hilfe, ohne Frage
250 im Dunkel. Sie ging voraus, als wäre sie diese
Stiege schon oft hinauf- und hinuntergegangen.
Charlotte steckte den Schlüssel ins Schloß und
hielt inne. »Unsere Wohnung« konnte das nicht
mehr sein, wenn sie jetzt wirklich aufschloß,
255 Mara nicht noch hinunterstieß über die Stiegen.
Ich müßte sie hinunterstoßen, dachte Charlotte
und drehte den Schlüssel. Drinnen schlang Mara,
im nächsten Augenblick, die Arme um ihren Hals,
hing wie ein Kind an ihr. Ein kleiner rührender
260 Körper hingte sich an den ihren, der ihr mit
einemmal größer und stärker als sonst vorkam.
Charlotte befreite sich mit einer raschen Bewe-
gung, streckte den Arm aus und machte Licht.

Sie setzten sich im Zimmer, wie sie zuletzt dage-
265 sessen hatten, und rauchten.

Das ist Wahnsinn, du bist wahnsinnig, sagte
Charlotte, wie ist das nur möglich ... ? Sie hielt
inne, sprach nicht weiter, so lächerlich kam sie
sich vor. Sie rauchte und dachte, daß diese
270 Nacht kein Ende nehmen werde, daß diese Nacht
ja erst im Anfang war und womöglich ohne En-
de. Vielleicht blieb Mara jetzt für immer da,
immer, immer, immer, und sie selber würde nun
für immer nachdenken müssen, was sie getan
275 oder gesagt habe, um schuld daran zu sein, daß
Mara da war und dablief. Als sie hilflos zu dem
Mädchen hinübersah, bemerkte sie, daß Tränen
aus Maras Augen liefen. Wein doch nicht. Bitte,
wein nicht. Du willst mich nicht. Niemand will
280 mich. Bitte, wein nicht. Du bist sehr lieb, sehr
schön, aber ... Warum willst du mich nicht?
Warum? - Neue Tränen. Ich kann nicht.

Du willst nicht. Warum? Sag bloß, warum du
mich nicht magst, dann gehe ich! - Mara fiel auf
285 die Knie; langsam kippte sie aus dem Sessel,
kam auf die Knie zu liegen und legte den Kopf in
Charlottes Schoß. Dann gehe ich, dann bist du
mich los.

Charlotte rührte sich nicht, sie sah, rauchend,
290 nieder auf das Mädchen, studierte jeden Zug in
dem Gesicht, jeden ausbrechenden Blick. Sehr
lange und sehr genau sah sie es an. Das war
Wahnsinn. Noch nie hatte sie ... Einmal, in der
Schulzeit, als sie der Geschichtslehrerin die Hefte
295 ins Konferenzzimmer hatte bringen müssen und
niemand sonst in dem Raum war, war die aufge-
standen, hatte den Arm um sie gelegt, sie auf
die Stirn geküßt. »Liebes Mädchen.« Dann hatte

Charlotte sich, erschreckt, weil die Lehrerin
300 sonst so streng war, umgedreht und war zur Tür
hinausgelaufen. Lange noch hatte sie sich ver-
folgt gefühlt von den zwei zärtlichen Worten.
Von dem Tag an wurde sie noch strenger ge-
prüft als die anderen, und ihre Noten wurden
305 noch schlechter. Aber sie beschwerte sich bei
niemand, erduldet die unverschuldete kalte
Behandlung; sie hatte begriffen, daß auf diese
Zärtlichkeit nur diese Strenge folgen konnte.

Charlotte dachte: wie aber kann ich Mara berüh-
310 ren? Sie ist aus dem Stoff, aus dem ich gemacht
bin. Und sie dachte traurig an Franz, der auf dem
Weg zu ihr war, jetzt mußte der Zug schon an
der Grenze sein, und niemand konnte ihn mehr
aufhalten weiterzufahren, niemand konnte Franz
315 warnen davor zurückzukommen, wo es »unsere
Wohnung« aufgehört hatte zu geben. Oder gab
es sie noch? Alles stand ja noch da, an seinem
Ort, der Schlüssel hatte gesperrt, und wenn
Mara nun wie durch ein Wunder verschwand
320 oder plötzlich doch fortging, dann würde morgen
alles nur wie ein Spuk erscheinen, es würde wie
nie gewesen sein.

Bitte sei vernünftig. Ich muß auch noch schlafen
und sehr früh aufstehen morgen. Ich bin nicht
325 vernünftig. Ach Liebes, liebes Schönes, und du
lügst mich nur ein bißchen an, nicht wahr? Wa-
rum? Wieso? – Charlotte, schläfrig, verraucht,
leer, konnte nichts mehr auffassen. Ihre Gedan-
ken gingen noch wie Wachtposten in ihrem Kopf
330 auf und ab, hörten die feindlichen Worte, sie
waren auf der Hut, konnten aber nicht Alarm
schlagen, sich bereit machen zur Abwehr. Du
lügst! O wie du lügst!

Ich weiß nicht, wovon du sprichst. Warum sollte
335 ich lügen, und was überhaupt hast du für eine
Lüge gehalten? Du lügst. Du hast mich gerufen,
hast mich kommen lassen zu dir, hast mich mit-
genommen noch einmal in der Nacht, und jetzt
ekelt dir vor mir, jetzt willst du's nicht wahrha-
340 ben, daß du mich gerufen hast zu dir! Ich hätte
dich . . .

Hast du mich nicht eingeladen? Was hat das
bedeutet? Charlotte weinte. Sie konnte die Trä-
nen, die so plötzlich kamen, nicht mehr aufhal-
345 ten. Ich lade viele Menschen ein. Du lügst.

Maras nasses Gesicht, naß noch, während sie
schon zu lachen begann, preßte sich gegen
Charlottes Gesicht, zärtlich, warm, und ihrer
beider Tränen vermischten sich. Die Küsse, die
350 der kleine Mund gab, die Locken, die geschüttelt

wurden über Charlotte, der kleine Kopf, der an
ihren Kopf stieß, – alles war soviel kleiner, ge-
brechlicher, nichtiger als es je ein Kopf, je Haar,
je Küsse gewesen waren, die über Charlotte
355 gekommen waren. Sie suchte in ihren Gefühlen
nach einer Anweisung, in ihren Händen nach
einem Instinkt, in ihrem Kopf nach einer Kundge-
bung. Sie blieb ohne Anweisung.

Charlotte hatte als Kind manchmal aus Über-
360 schwang ihre Katze geküßt, auf die kleine
Schnauze, das feuchte, kühle, zarte Etwas, um
das herum alles weich und fremd war – eine
fremde Gegend für Küsse. So ähnlich feucht,
zart, ungewohnt waren die Lippen des Mäd-
365 chens. An die Katze mußte Charlotte denken und
die Zähne zusammenpressen. Und zugleich ver-
suchte sie doch zu bemerken, wie diese unge-
wohnten Lippen sich anfühlten.

So also waren ihre eigenen Lippen, so ähnlich
370 begegneten sie einem Mann, schmal, fast wider-
standslos, fast ohne Muskel – eine kleine
Schnauze, nicht ernst zu nehmen. Küß mich nur
einmal, bettelte Mara. Nur ein einziges Mal.

Charlotte sah auf ihre Armbanduhr; es reizte sie
375 plötzlich, auf die Uhr zu sehen, und sie wünsch-
te, daß Mara es merke. Wie spät ist es denn? –
Ein neuer Ton war in der Stimme des Mädchens,
von der Art, wie Charlotte noch nie einen bösen,
aufsässigen Ton gehört hatte. Vier Uhr, sagte sie
380 trocken.

Ich bleibe. Hörst du? Ich bleibe. – Wieder der
Unterton, bedrohlich, niederträchtig. Aber hatte
nicht auch sie selber einmal so zu jemand ge-
sagt: Ich bleibe. Sie hoffte inständig, sie habe es
385 nie in diesem Ton gesagt. Wenn du es noch
nicht begriffen hast: es ist zwecklos, daß du
bleibst. Und um sechs Uhr kommt unsere Bedie-
nerin. Sie mußte jetzt auch böse sein, Mara
diesen Ton vergelten, sie sagte »unsere« und log
390 überdies, denn sie hatte die Frau erst für neun
Uhr bestellt.

Maras Augen brannten. Sag das nicht, o du, sag
das nicht! Du bist gemein, so gemein. Was du
mir antust, wenn du das wüßtest ... Glaubst du,
395 ich werde zulassen, daß du auf die Bahn gehst
und mit ihm zurückkommst! Umarmt er dich gut?
Gut? Wie?

Charlotte schwieg; sie war so aufgebracht, daß
sie kein Wort hervorbrachte. Liebst du ihn?
400 Nein? Man sagt...ah, die Leute sagen allerhand ...
Sie machte eine wegwerfende Handbewegung.

Ah, wie ich das alles hasse. Wie ich Wien hasse!
Dieses Studium hasse, die Schwätzer, diese
Männer, diese Weiber, die Akademie, alles. Nur
405 du, seit ich dich gesehen habe ... Du mußt an-
ders sein. Du mußt. Oder du lügst! Wer sagt
etwas? Und was?

Ich wäre nicht gekommen, nie gekommen ... Ich
schwöre es dir. Aber das ist doch ... Charlotte
410 konnte nicht mehr weiterreden, sie stand tau-
melnd auf. Mara stand auf. Sie standen sich
gegenüber. Mara wischte ganz langsam, und
während die Aufregung aus ihr schon zu weichen
begann, das Glas vom Tisch, dann das andere,
415 sie griff nach einer leeren Vase und warf sie,
weil die Gläser ohne Geräusch auf den Teppich
gerollt waren, gegen die Wand, dann eine Kas-
sette, aus der Muscheln und Steine mit Getöse
herausflogen und über die Möbel rollten.

Charlotte suchte nach Kraft für einen großen
Zorn, für einen Schrei, für Wut, für Beleidigung.
Die Kraft hatte sie verlassen. Sie sah einfach
dem Mädchen zu, wie es ein Stück nach dem
anderen zerstörte. Die Zerstörung schien lang zu
425 dauern wie ein Brand, eine Überschwemmung,
eine Demolierung. Mara bückte sich plötzlich,
hob zwei große Scherben von der Obstschale
auf, hielt sie aneinander und sagte: So ein schö-
ner Teller. Verzeih mir. Sicher hast du den Teller
430 gern gehabt. Bitte verzeih mir. Charlotte zählte,
ohne Bedauern, ohne jede Regung, die Stücke,
die in Scherben gegangen oder beschädigt wor-
den waren. Es waren nur ganz wenige Stücke,
aber sie hätte gern alles in dem Zimmer mitzäh-
435 len mögen, damit sie das Ausmaß der Zerstö-
rung genauer hätte ausdrücken können, das
soviel größer war; genauso gut hätte alles in
Trümmer gehen können. Denn sie hatte zugese-
hen, keine Hand gerührt, bei jedem Krachen,
440 jedem Splittern stillgehalten. Sie bückte sich und
sammelte die Muscheln und Steine ein, sie
schob die Scherben zusammen, ging gebückt
herum, damit sie nicht aufsehen und Mara anse-
hen mußte: dann ließ sie wieder ein paar Stücke
445 fallen, als halte es keinen Sinn, hier noch einmal
aufzuräumen. Sie kauerte, in dem anhaltenden
Schweigen, auf dem Boden. Ihre Gefühle, ihre
Gedanken sprangen aus dem gewohnten Gleis,
rasten ohne Bahn ins Freie. Sie ließ ihren Gefüh-
450 len und Gedanken freien Lauf.

Sie war frei. Nichts mehr erschien ihr unmöglich.
Wieso sollte sie nicht mit einem Wesen von
gleicher Beschaffenheit zu leben beginnen? Aber
jetzt hatte Mara sich neben sie gekniet, zu spre-

455 chen begonnen, sie sprach immerzu auf sie ein.
Mein Geliebtes, du darfst nicht meinen, du, es
tut mir so leid, ich weiß gar nicht, was in mich
gefahren ist, du, sei gut zu mir, ich bin verrückt,
nach dir verrückt, ich möchte, ich glaube, ich
460 könnte ...

Charlotte dachte: mir ist dauernd unklar, wovon
sie spricht. Die Sprache der Männer war doch so
gewesen in solchen Stunden, daß man sich
daran hatte halten können. Ich kann Mara nicht
465 zuhören, ihren Worten ohne Muskel, diesen
nichtsnutzigen kleinen Worten. Hör zu, Mara,
wenn du die Wahrheit wissen willst. Wir müssen
versuchen zu sprechen, wirklich zu sprechen
miteinander. Versuch es. (Gewiß will sie die
470 Wahrheit gar nicht wissen, und dann ist's auch
die Frage, wie diese Wahrheit heißen müßte
über uns beide. Dafür sind noch keine Worte da.)
Ich kann nicht auffassen, was du sagst. Du redest
mir zu unklar. Ich kann mir nicht vorstellen, wie
475 du denkst. In deinem Kopf muß etwas anders
herum laufen. Mein armer Kopf! Du mußt Mitleid
mit ihm haben, mußt ihn streicheln, ihm sagen,
was er denken soll. Charlotte begann, Maras
Kopf gehorsam zu streicheln. Dann hielt sie inne.
480 Sie hatte das schon einmal gehört -nicht die
Worte, aber den Tonfall. Sie selber hatte oft so
dahingeredet, besonders in der ersten Zeit mit
Franz, auch vor Milan war sie in diesen Ton
verfallen, hatte die Stimme zu Rüschen gezogen;
485 diesen Singsang voll Unverstand hatte er sich
anhören müssen, angeplappert hatte sie ihn, mit
verzogenem Mund, ein Schwacher den Starken,
eine Hilflose, Unverständige, ihn, den Verständi-
gen. Sie hatte die gleichen Schwachheiten aus-
490 gespielt, die Mara jetzt ihr gegenüber ausspielte,
und hatte den Mann dann plötzlich im Arm ge-
halten, hatte Zärtlichkeiten erpreßt, wenn er an
etwas anderes denken wollte, so wie sie jetzt
von Mara erpreßt wurde, sie streicheln mußte,
495 gut sein mußte, klug sein mußte.

Diesmal aber hatte sie Einblick. Es verfiel nicht
bei ihr. Oder doch? Es half vielleicht gar nicht,
daß sie das Mädchen erkannte und durchschaute,
weil sie sich plötzlich an sich selber erinnerte
500 und erschaute. Nur viel älter kam sie sich mit
einemmal vor, weil dieses Geschöpf vor ihr das
Kind spielte, sich klein machte und sie größer
machte für seinen Zweck. Sie fuhr Mara noch
einmal zaghaf durchs Haar, hätte ihr gern etwas
505 versprochen. Etwas Süßes, Blumen, eine Nacht
oder eine Kette. Bloß, damit sie endlich Ruhe
gab. Damit sie, Charlotte, endlich aufstehen und

an etwas anderes denken konnte; damit dieses kleine lästige Tier verscheucht war. Sie dachte
510 an Franz und sie fragte sich, ob auch er manchmal so von ihr belästigt worden war und sie gern verscheucht hätte, dieses kleine Tier, damit Ruhe war.

Charlotte stand auf, weil sie bemerkte, daß die
515 Vorhänge nicht zugezogen waren. Und doch hätte sie gern die Fenster erleuchtet gelassen, zum Einsehen offenstehen gelassen. Sie hatte nichts mehr zu scheuen. Es sollte zu gelten anfangen, was sie dachte und meinte, und nicht
520 mehr gelten sollte, was man sie angehalten hatte zu denken und was man ihr erlaubt hatte zu leben.

Wenn sie mit Mara zu leben begänne ... Dann würde sie lieber arbeiten zum Beispiel. Obwohl
525 sie immer gern gearbeitet hatte, hatte ihrer Arbeit der Fluch gefehlt, der Zwang, die unbedingte Notwendigkeit. Auch brauchte sie jemand um sich, neben sich, unter sich, für den sie nicht nur arbeitete, sondern der Zugang zur Welt war,
530 für den sie den Ton angab, den Wert einer Sache bestimmte, einen Ort wählte.

Sie sah sich um im Zimmer. Die Möbel hatte Franz ausgesucht mit Ausnahme der Lampe im
Schlafzimmer und ein paar Vasen, Kleinigkeiten.
535 Es war kein Stück von ihr in dieser Wohnung. Es war gar nicht daran zu denken, daß jemals etwas mit ihr zu tun haben würde in einer Wohnung, solange sie mit einem Mann lebte. Nachdem sie von zu Hause weggegangen war, hatte sie ein
540 Jahr lang mit einem Studenten gelebt, in einem Zimmer mit verstaubten Seidenlampen, Plüschsesseln und Wänden, die mit Plakaten und billigen Reproduktionen moderner Malerei vollgeklebt waren. Sie hätte nie gewagt, etwas daran
545 zu ändern; es war seine Umwelt gewesen. Jetzt lebte sie in der hellen Ordnung, die Franz gehörte, und verließ sie Franz, so ginge sie in eine andere Ordnung, in alte geschweifte Möbel oder in Bauernmöbel oder in eine Rüstungssammlung,
550 in eine Ordnung jedenfalls, die nicht die ihre war – das würde sich nie ändern. Genau genommen wußte sie auch schon nicht mehr, was sie für sich wollte, weil da nichts mehr zu wollen war. Natürlich hatte Franz sie bei jedem Kauf gefragt:
555 Ist dir das recht? Was meinst du? Oder lieber in blau? Und sie hatte gesagt, was sie dachte, nämlich: blau. Oder: den Tisch lieber niedriger. Aber sie konnte nur dann einen Wunsch äußern, wenn er Fragen stellte. Sie sah Mara an und
560 lächelte. Sie stieß mit der Fußspitze gegen den

Tisch. Es war eine Lästerung. Sie lästerte »unseren Tisch«.

Mara würde sie sich unterwerfen können, sie lenken und schieben können. Sie würde jemand
565 haben, der zitterte vor ihrem Konzert, der eine warme Jacke bereit hielt, wenn sie aus dem Saal kam und schwitzte, jemand, dem es nur wichtig war, teilzunehmen an ihrem Leben, und für den sie das Maß aller Dinge war, jemand, dem es
570 wichtiger war, ihre Wäsche in Ordnung zu halten, ihr das Bett aufzuschlagen, als einen anderen Ehrgeiz zu befriedigen – jemand vor allem, dem es wichtiger war, mit ihren Gedanken zu denken, als einen eigenen Gedanken zu haben.
575 Und sie meinte plötzlich zu wissen, was sie all die Jahre vermißt und heimlich gesucht hatte: das langhaarige, schwache Geschöpf, auf das man sich stützen konnte, das immer seine
580 Schulter herhalten würde, wenn man sich tröstlos oder erschöpft oder selbstherrlich fühlte, das man rufen und wegschicken konnte und um das man sich, der Gerechtigkeit halber, sorgen mußte, sich bangte und dem man zürnen konnte. Nie konnte sie Franz zürnen, nie konnte sie ihn an-
585 schreien, wie er sie anschrie manchmal. Nie bestimmte sie. Er bestimmte (oder sie beide bestimmten, hätte er wohl gesagt – aber es war doch er, der, ohne sich dessen bewußt zu sein, immer bestimmte, und sie hätte es nicht anders
590 gewollt –). Obgleich er ihre Selbständigkeit und ihre Arbeit liebte, ihre Fortschritte ihn erfreuten, er sie tröstete, wenn sie zwischen der Arbeit und der Hausarbeit nicht zurechtkam, und ihr vieles erließ, soviel man sich eben erlassen konnte in
595 einer Gemeinschaft, wußte sie, daß er nicht geschaffen war, ihr ein Recht auf ein eigenes Unglück, eine andere Einsamkeit einzuräumen. Sie teilte sein Unglück oder heuchelte die Teilnahme; manchmal waren sie untrennbar in ihr:
600 die Heuchelei, die Liebe, die Freundschaft. Aber es war nicht wichtig, wieviel Aufrichtigkeit in ihr war und wieviel Sucht nach Verdunkelung – wichtig war, daß nur sie dieses Problem kannte, daß es sie oft bewegt hatte, sie aber nie sich
605 eine Lösung hatte vorstellen können.

Der Hochmut, auf ihrem eigenen Unglück, auf ihrer eigenen Einsamkeit zu bestehen, war immer in ihr gewesen, aber erst jetzt traute er sich
hervor, er blühte, wucherte, zog die Hecke über
610 sie. Sie war unerlösbar, und keiner sollte sich anmaßen, sie zu erlösen, das Jahr Tausend zu kennen, an dem die rotblühenden Ruten, die sich ineinander verkrallt hatten, auseinanderschlugen

und den Weg freigeben würden. Komm, Schlaf,
615 kommt, tausend Jahre, damit ich geweckt werde
von einer anderen Hand. Komm, daß ich erwa-
che, wenn dies nicht mehr gilt – Mann und Frau.
Wenn dies einmal zu Ende ist!

Sie betrauerte Franz wie einen Toten; er wachte
620 oder schlief jetzt in dem Zug, der ihn heimtrug,
und er wußte nicht, daß er tot war, daß alles
umsonst gewesen war, die Unterwerfung, die sie
selber, mehr als er, betrieben hatte, weil er gar
nicht hätte wissen können, was an ihr zu unter-
625 werfen war. Er hatte sowieso zuviel Kraft auf sie
vergeudet, war immer mit soviel Rücksichtnah-
me auf sie beschäftigt gewesen. Während es ihr
immer richtig erschienen war, daß sie mit ihm
hatte leben wollen, war es ihr immer traurig
630 vorgekommen, daß er sich mit ihr hatte belasten
müssen, es ergab gar nichts für ihn; sie hätte
ihm eine Frau gewünscht, die ihn umsorgt und
bewundert hätte, und er wäre darum nicht weni-
ger gewesen, nichts konnte ihn verringern –
635 auch ihre Quälereien konnten ihn, wie es nun
einmal war, nicht verringern, aber genausowenig
konnten sie ihm nützen, etwas eintragen, denn
sie waren von der verfassungswidrigen, heillosen
Art. Er ging gutmütig darauf ein, er wußte, daß
640 er es hätte leichter haben können, aber es
machte ihm doch Freude, mit ihr zu leben: sie
war ihm genauso zur Gewohnheit geworden, wie
eine andere Frau es geworden wäre, und, weiser
als Charlotte, hatte er längst die Ehe als einen
645 Zustand erkannt, der stärker ist als die Individu-
en, die in ihn eintreten, und der darum auch
ihrer beider Gemeinsamkeit stärker prägte, als
sie die Ehe hätten prägen oder gar verändern
können. Wie immer eine Ehe auch geführt ward
650 – sie kann nicht willkürlich geführt werden, nicht
erfinderisch, kann keine Neuerung, Änderung
vertragen, weil Ehe eingehen schon heißt, in ihre
Form eingehen. Charlotte schrak auf durch einen
tiefen Atemzug, den Mara tat, und sah, daß das
655 Mädchen eingeschlafen war. Sie war jetzt allein,
wachte über dem, was möglich geworden war.
Sie wußte im Augenblick überhaupt nicht, warum
sie je mit Männern gewesen war und warum sie
einen geheiratet hatte. Es war zu absurd. Sie
660 lachte in sich hinein und biß sich in die Hand, um
sich wach zu halten. Sie mußte Nachtwache
halten.

Wenn nun der alte Bund zerriß? Sie fürchtete die
Folgen, die dieses Zerreißen haben mußte. Bald
665 würde sie aufstehen, Mara wecken, mit ihr ins
Schlafzimmer gehen. Sie würden die Kleider

abstreifen; mühselig würde es sein, aber es
gehörte dazu, so mußte begonnen sein. Ein
Neubeginn würde es sein. Aber wie soll man sich
670 nackt machen, beim allerersten Mal? Wie soll
das geschehen, wenn man sich nicht verlassen
kann auf Haut und Geruch, auf eine von vieler
Neugierde genährte Neugier. Wie eine Neugier
herstellen zum ersten Mal, wenn noch nichts ihr
675 vorausgegangen ist?

Sie war schon öfters, halbnackt oder in dünner
Unterwäsche, vor einer Frau gestanden. Es war
ihr immer peinlich gewesen, einen Augenblick
lang zumindest: in der Badekabine mit einer
680 Freundin; im Wäschehandel, im Modegeschäft,
wenn eine Verkäuferin ihr half, Korsetts und
Kleider anzuprobieren. Wie aber sollte sie vor
Mara herausschlüpfen aus dem Kleid, es fallen
lassen, ohne den Anfang zu versäumen. Aber
685 vielleicht – und das erschien ihr plötzlich wun-
derbar – würden sie beide gar nicht verlegen
sein, weil sie die gleichen Kleidungsstücke tru-
gen. Sie würden lachen, sich mustern, Jungsein,
flüstern. Im Turnsaal, in den Schulen, war immer
690 dieser Wirbel gewesen von Kleidungsstücken,
dünnem Zeug in Rosa und Blau und Weiß. Ge-
spielt, hatten sie als Mädchen damit, sich gegen-
seitig die Wäsche an den Kopf geworfen, gelacht
und um die Wette getanzt, einander die Kleider
695 versteckt – und hätte der Himmel damals noch
Verwendung für die Mädchen gehabt, so hätte er
sie gewiß an die Quellen, in die Wälder, in die
Grotten versetzt, und eine zum Echo erwählt, um
die Erde jung zu erhalten und voll von Sagen, die
700 alterslos waren. Charlotte beugte sich über Mara,
die jetzt, im Schlaf, keine Gefahr mehr war,
küßte sie auf die Brauen, die schön geschweift
und feierlich in dem fahlen Gesicht standen,
küßte die Hand, die niederhing von dem Sessel,
705 und dann, sehr heimlich, schüchtern beugte sie
sich über den blassen Mund, von dem das Lip-
penrot im Lauf der Nacht verschwunden war.

Könnte dieses Geschlecht doch noch einmal
nach einer Frucht greifen, noch einmal Zorn
710 erregen, sich einmal noch entscheiden für seine
Erde! Ein andres Erwachen, eine andere Scham
erleben! Dieses Geschlecht war niemals festge-
legt. Es gab Möglichkeiten. Die Frucht war nie
vertan, heute nicht, heute noch nicht. Der Duft
715 aller Früchte, die gleichwertig waren, hing in der
Luft. Es konnten andre Erkenntnisse sein, die
einem wurden. Sie war frei. So frei, daß sie noch
einmal in Versuchung geführt werden konnte.
Sie wollte eine große Versuchung und dafür

720 einstehen und verdammt werden, wie schon
einmal dafür eingestanden worden war.

Mein Gott, dachte sie, ich lebe nicht heute, neh-
me teil an allem, lasse mich hineinreißen in alles,
was geschieht, um nicht auch eine eigene Mög-
725 lichkeit ergreifen zu können. Die Zeit hängt in
Fetzen an mir. Ich bin niemands Frau. Ich bin
noch nicht einmal. Ich will bestimmen, wer ich
bin, und ich will mir auch mein Geschöpf ma-
chen, meinen duldenden, schuldigen, schatten-
730 haften Teilhaber. Ich will Mara nicht, weil ich
ihren Mund, ihr Geschlecht – mein eigenes – will.
Nichts dergleichen. Ich will mein Geschöpf, und
ich werde es mir machen. Wir haben immer von
unsren Ideen gelebt, und dies ist meine Idee.

735 Wenn sie Mara liebte, würde alles sich ändern.
Sie würde dann ein Wesen haben, das sie in die
Welt einweihen konnte. Jeden Maßstab, jedes
Geheimnis würde sie allein vergeben. Immer
hatte sie davon geträumt, die Welt überliefern zu
740 können, und hatte sich geduckt, wenn man sie
ihr überlieferte, hatte verbissen geschwiegen
dazu, wenn man ihr etwas hatte weismachen
wollen, und an die Zeit gedacht, in der sie ein
Mädchen gewesen war und noch gewußt hatte,
745 wie man sich ein Herz faßt und daß man nichts
zu fürchten hatte und vorangehen konnte mit
einem dünnen hellen Schrei, dem auch zu folgen
war. Wenn sie Mara lieben könnte, wäre sie
nicht mehr in dieser Stadt, in dem Land, bei
750 einem Mann, in einer Sprache zu Hause, sondern
bei sich – und dem Mädchen würde sie das Haus
richten. Ein neues Haus. Sie mußte dann die
Wahl treffen für das Haus, für die Gezeiten, für
die Sprache. Sie wäre nicht mehr die Erwählte
755 und nie mehr konnte sie in dieser Sprache ge-
wählt werden. Zudem war, bei allen Freuden, die
ihr die Liebe zu Männern eingetragen hatte,
etwas offen geblieben. Und obwohl sie jetzt, in
der Stunde, da sie wachte, noch glaubte, daß sie
760 die Männer liebe: es gab eine unbetretene Zone.
Oft hatte Charlotte sich darüber gewundert, daß
die Menschen, die besser als Stern, Strauch und
Stein zu wissen hatten, welche Zärtlichkeiten sie
füreinander erfinden durften, so schlecht beraten
765 waren, in früher Zeit mußten Schwan und Gold-
regen noch die Ahnung gehabt haben von dem
größeren Spielraum, und ganz vergessen konnte
in der Welt nicht sein, daß der Spielraum größer
war, daß das kleine System von Zärtlichkeiten,
770 das man ausgebildet hatte und überlieferte, nicht
alles war an Möglichkeit. Als Kind hatte Charlotte
alles lieben wollen und von allem geliebt sein,

von dem Wasserwirbel vor einem Fels, vom
heißen Sand, dem griffigen Holz, dem Habicht-
775 schrei – ein Stern war ihr unter die Haut gegang-
en und ein Baum, den sie umarmte, hatte sie
schwindlig" gemacht.

Jetzt war sie längst unterrichtet in der Liebe,
aber um welchen Preis! Bei den meisten Men-
780 schen schien es sowieso nur eine traurige Erge-
bung zu sein, daß sie sich miteinander einließen;
sie hielten es wohl für notwendig, weil nichts
anderes vorlag, und dann mußten sie versuchen
zu glauben, daß es richtig war, schön war, daß
785 es das war, was sie gewollt hatten. Und es fiel
ihr ein, daß nur einer von allen Männern, die sie
gekannt hatte, vielleicht wirklich auf Frauen
angewiesen war. Sie dachte an Milan, dem sie
nicht genügt hatte, dem nichts genügt hatte,
790 eben darum, und der darum auch gewußt hatte,
daß ihr nichts genügte, der sich und sie ver-
wünscht hatte, weil ihre schon verbildeten Kör-
per ein Hemmnis waren bei dem Aufbruch zu
schon vergessenen oder noch unbekanntem
795 Zärtlichkeiten. Es war zum Greifen nah gewesen,
für Augenblicke sogar dagewesen: Ekstase,
Rausch, Tiefe, Auslieferung, Genuß. Danach
hatte sie sich wieder geeinigt mit einem Mann
auf Güte, Verliebtheit, Wohlwollen, Fürsorge,
800 Anlehnung, Sicherheit, Schutz, Treue, allerlei
Achtenswertes, das dann nicht nur im Entwurf
steckenblieb, sondern sich auch leben ließ. So
war es ihr möglich geworden zu heiraten, sie
brachte die Voraussetzungen mit, in den Zustand
805 Ehe einzugehen und sich darin einzurichten, trotz
gelegentlicher Auflehnungen, trotz ihrer Lust, an
der Verfassung zu rütteln. Aber immer, wenn sie
an der Verfassung zu rütteln versucht hatte, war
ihr rasch bewußt geworden, daß sie nichts an
810 deren Stelle zu setzen gewußt hätte, daß ihr ein
Einfall fehlte und Franz mit seinem Lächeln recht
behielt und mit dem Mitleid, das er dann für sie
hatte. Sie lebte gerne in seiner Nachsicht. Aber
sie war nicht sicher, ob auch er gerne in ihrer
815 Nachsicht gelebt hätte und was geschehen wäre,
wenn er je gemerkt hätte, daß sie auch Nach-
sicht für ihn hatte. Wenn er etwa gewußt hätte,
daß sie im geheimen nie glauben konnte, daß es
so sein müsse, wie es zwischen ihnen war, und
820 daß sie vor allem nicht zu glauben vermochte,
daß er ihren Körper verstand. Ihre gute Ehe –
das, was sie so nannte – gründete sich geradezu
darauf, daß er von ihrem Körper nichts verstand.
Dieses fremde Gebiet hatte er wohl betreten,
825 durchstreift, aber er hatte sich bald eingerichtet,

wo es ihm am bequemsten war. An einer Bewegung des Mädchens, das im Halbschlaf seine Hand nach ihr ausstreckte, mit den Fingern ihr Knie umklammerte, ihre Kniekehle streifte, prüfte und betastete, spürte sie, daß dieses Geschöpf etwas von ihr wußte, was niemand gewußt hatte, sie selber nicht, weil sie ja auf Hinweise angewiesen war. Charlotte lehnte sich zitternd und erschrocken zurück und versteifte sich. Sie wehrte sich gegen den neuen Hinweis.

Laß mich, sagte sie unfreundlich. Laß das. Sofort. Mara schlug die Augen auf. – Warum? Ja, warum eigentlich? Warum hörte sie nicht auf zu denken, zu wachen und Totes zu begraben? Warum, da es schon so weit gekommen war, stand sie nicht endlich auf, hob Mara auf und ging mir ihr zu Bett? Mara flüsterte mit einem verschwörerischen Blick: Ich will dich nur in dein Zimmer bringen, dich ins Bett bringen, sehen, wie du einschläfst. Dann gehe ich. Ich will nichts. Nur dich einschlafen sehen . . .

Sei, bitte, still. Sprich nicht. Sei still. Du hast ja bloß Angst vor mir, vor dir, vor ihm! – Wieder der Tonfall, der alles zum Sinken brachte, der Charlotte zum Sinken brachte. Und Mara setzte triumphierend hinzu: Wie du lügst! Wie feig du bist!

Als ob es darum ginge! Als ob es sich in der Übertretung eines Verbots erschöpfen sollte, einer kleinen Dummheit, einer zusätzlichen Neugier!

Nein, erst wenn sie alles hinter sich würfe, alles verbrennte hinter sich, konnte sie eintreten bei sich selber. Ihr Reich würde kommen, und wenn es kam, war sie nicht mehr meßbar, nicht mehr schätzbar nach fremdem Maß. In ihrem Reich galt ein neues Maß. Es konnte dann nicht mehr heißen: sie ist so und so, reizvoll, reizlos, vernünftig, unvernünftig, treu, untreu, anständig oder skrupellos, unzugänglich oder verabenteuert. Sie wußte ja, was zu sagen möglich war und in welchen Kategorien gedacht wurde, wer dieses oder jenes zu sagen fähig war und warum. Immer hatte sie diese Sprache verabscheut, jeden Stempel, der ihr aufgedrückt wurde und den sie jemand aufdrücken mußte – den Mordversuch an der Wirklichkeit. Aber wenn ihr Reich kam, dann konnte diese Sprache nicht mehr gelten, dann richtete diese Sprache sich selbst. Dann war sie ausgetreten, konnte jedes Urteil belachen, und es bedeutete nichts mehr, wofür jemand sie hielt. Die Sprache der Männer, soweit

sie auf die Frauen Anwendung fand, war schon schlimm genug gewesen und bezweifelbar: die Sprache der Frauen aber war noch schlimmer, unwürdiger – davor hatte ihr schon gegraut, seit sie ihre Mutter durchschaut hatte, später ihre Schwestern, Freundinnen und die Frauen ihrer Freunde und entdeckt hatte, daß überhaupt nichts, keine Einsicht, keine Beobachtung dieser Sprache entsprach, den frivolen oder frommen Sprüchen, den geklitterten Urteilen und Ansichten oder dem geseufzten Lamento.

Charlotte sah Frauen gerne an; sie rührten sie häufig oder sie erfreuten ihre Augen, aber sie vermied, wo es ging, Gespräche mit ihnen. Sie fühlte sich geschieden von ihnen, von ihrer Sprache, ihrem Kreuz, ihrem Herz. Aber sie würde Mara sprechen lehren, langsam, genau und keine Trübung durch die übliche Sprache zulassen. Erziehen würde sie sie, anhalten zu etwas, das sie, früh schon, weil sie kein besseres Wort gefunden hatte, Loyalität genannt hatte – ein Fremdwort in jedem Sinn. Sie bestand auf dem fremden Wort, weil sie noch nicht auf dem fremdesten bestehen konnte. Liebe. Da keiner es sich zu übersetzen verstand.

Charlotte sah nieder auf Mara; sie bewunderte in ihr ein Unerhörtes, die ganze Hoffnung, die sie auf diese Gestalt geworfen hatte. Dieses Unerhörte mußte sie jetzt nur in jede kleinste Handlung zu tragen verstehen, in den neuen Tag, alle Tage.

Komm. Hör mir zu, sagte sie und rüttelte Mara an der Schulter. Ich muß alles über dich wissen. Wissen will ich, was du willst . . . Mara richtete sich auf, mit einem überraschten Ausdruck. Sie hatte verstanden. War es nicht schon eine Genugtuung, daß sie verstand in diesem Augenblick! Gib, daß sie taugt! Daß sie endlich versteht!

Nichts, sagte Mara. Ich will nichts. Ich werde nicht in die Falle gehen. Was heißt das, daß du nichts willst? Es heißt, was es heißt. Irgend etwas muß ich ja tun. Ich bin begabt, sagen sie, dein Mann sagt es auch. Aber das ist mir gleichgültig. Sie haben mir dieses Stipendium gegeben. Aber aus mir wird nichts. Und überhaupt: es interessiert mich nichts. – Sie machte eine kleine Pause und fragte dann: Interessiert dich denn etwas?

o ja. Vieles. – Charlotte spürte, daß sie nicht weiterreden konnte; die Schranken waren wieder gefallen. Sie hatte gestottert, nicht den Mut aufgebracht, sich zur Autorität zu machen, dieses törichte Geplapper wegzuwischen und ihren

930 eigenen Ton wieder anzuschlagen. Du lügst! Hör augenblicklich auf, so mit mir zu reden, sagte Charlotte scharf.

Mara verschränkte trotzig die Arme und starrte sie unverschämt an: Die Musik, dein Beruf, das kann dich doch gar nicht interessieren. Das ist doch Einbildung. Lieben – lieben, das ist es. 935 Lieben ist alles. – Sie schaute finster und entschlossen drein, nicht mehr unverschämt. Charlotte murmelte verlegen: Das kommt mir nicht so wichtig vor. Von anderem wollte ich reden. 940 Anderes ist nicht wichtig.

Willst du behaupten, du wüßtest besser als ich, was wichtig ist? Mara rutschte vom Sessel, rückte sich zurecht auf dem Boden zum Türkensitz und schwieg finster. Dann begann sie noch einmal, wie jemand, dem nur wenige Worte zur Verfügung stehen und der diese Worte darum um so hartnäckiger einsetzen, ihnen zur Wirkung verhelfen muß: Mich interessiert einfach nichts. 945 Ich denke nur an Lieben. Und ich glaube dir deswegen nicht. Vielleicht wollte Mara wirklich nichts anderes, und sie gab wenigstens nicht vor, sich für etwas zu interessieren, sie war ehrlich genug, es zuzugeben; und vielleicht hatte sie recht und die vielen anderen, die es nicht zugaben, belogen sich selbst und täuschten sich in den Büros, den Fabriken und den Universitäten mit Fleiß darüber hinweg. Mara schien etwas eingefallen zu sein; sie setzte schüchtern hinzu: 950 Ich habe dich im Radio gehört, letzte Woche. In diesem Konzert. Du warst sehr gut, glaube ich. Charlotte hob abwehrend die Achseln.

Sehr gut, sagte Mara und nickte. Vielleicht kannst du wirklich etwas und vielleicht bist du 965 ehrgeizig ...

Charlotte erwiderte hilflos: Ich weiß es nicht. Auch so kann man es nennen. ... Nicht böse sein! – Mara richtete sich auf, schlang die Arme plötzlich um Charlottes Hals. – Du bist wunderbar. Ich will ja alles tun, alles glauben, was du willst. Nur lieb mich! Lieb mich! Aber ich werde alles hassen vor Eifersucht, die Musik, das Klavier, die Leute, alles. Und ich werde stolz sein zugleich auf dich. Aber laß mich bei dir bleiben. – 970 Sie besann sich und ließ die Arme sinken. – Ja, tu, wie du willst. Nur schick mich nicht fort. Ich werde alles für dich tun, dich aufwecken morgens, dir den Tee bringen, die Post, ans Telefon gehen, ich kann kochen für dich, dir alle Wege abnehmen, dir alles vom Leib halten. Damit du 980 besser tun kannst, was du willst. Nur lieb mich.

Und lieb nur mich.

Charlotte packte Mara an den Handgelenken. Sie hatte sie jetzt da, wo sie sie haben wollen.

985 Sie schätzte ihre Beute ab, und die war brauchbar, war gut. Sie hatte ihr Geschöpf gefunden.

Es war Schichtwechsel, und jetzt konnte sie die Welt übernehmen, ihren Gefährten benennen, die Rechte und Pflichten festsetzen, die alten Bilder ungültig machen und das erste neue entwerfen. Denn es war ja die Welt der Bilder, die, wenn alles weggefegt war, was von den Geschlechtern abgesprochen worden war und über sie gesprochen war, noch blieb. Die Bilder blieben, wenn Gleichheit und Ungleichheit und alle 990 Versuche einer Bestimmung ihrer Natur und ihres Rechtsverhältnisses längst leere Worte geworden waren und von neuen leeren Worten abgelöst würden. Jene Bilder, die, auch wenn die Farben schwanden und Stockflecken sich eintrugen, sich länger hielten und neue Bilder zeugten. Das Bild der Jägerin, der großen Mutter und der großen Hure, der Samariterin, des Lockvogels aus der Tiefe und der unter die Sterne Versetzten ... Ich bin in kein Bild hineingeboren, dachte 1000 Charlotte. Darum ist mir nach Abbruch zumute. Darum wünsche ich ein Gegenbild, und ich wünsche, es selbst zu errichten. Noch keinen Namen. Noch nicht. Erst den Sprung tun, alles überspringen, den Austritt vollziehen, wenn die Trommel sich rührt, wenn das rote Tuch am Boden schleift und keiner weiß, wie es enden wird. Das Reich erhoffen. Nicht das Reich der Männer und nicht das der Weiber.

1015 Nicht dies, nicht jenes. Sie konnte nichts mehr sehen; schwer und müd hingen ihre Augenlider herab. Sie sah nicht Mara und das Zimmer, in dem sie war, sondern ihr letztes geheimes Zimmer, das sie jetzt für immer abschließen mußte. 1020 In diesem Zimmer wehte es, das Lilienbanner, da waren die Wände weiß, und aufgepflanzt war dieses Banner. Tot war der Mann Franz und tot der Mann Milan, tot ein Luis, tot alle sieben, die sie über sich atmen gespürt hatte. Sie hatten ausgeatmet, die ihre Lippen gesucht hatten und in ihren Körper eingezogen waren. Tot waren sie, und alle geschenkten Blumen raschelten dürr in den gefalteten Händen; sie waren zurückgegeben. Mara würde nicht erfahren, nie erfahren dürfen, was ein Zimmer mit Toten war und unter welchem Zeichen sie getötet worden waren. In diesem Zimmer ging sie allein um, geisterte um ihre Geister. Sie liebte ihre Toten und kam sie heimlich wiedersehen. Im Gebälk knisterte es,

¹⁰³⁵ die Zimmerdecke drohte einzustürzen im heu-
lenden Morgenwind, der das Dach zerzauste.
Den Schlüssel zu dem Zimmer, das wußte sie
noch, trug sie unter dem Hemd ... Sie träumte,
aber sie schlief noch nicht. Nie sollte Mara fra-
¹⁰⁴⁰ gen dürfen danach, oder auch sie würde unter
den Toten sein. – Ich bin tot, sagte Mara. Ich
kann nicht mehr. Tot, so tot bin ich.

Sie möchten längst, daß ich gehe, klagte Mara.

Nein, sagte Charlotte heiser. Bleib. Trink mit mir.
¹⁰⁴⁵ Ich komme vor Durst um. Bleib doch. Nein, nicht
mehr, sagte Mara. Ich kann nicht mehr trinken,
nicht mehr gehen, stehen. Tot bin ich.

So schicken Sie mich doch schon fort! Charlotte
stand auf; ihr gelähmter über-müdeteter Körper
¹⁰⁵⁰ gehorchte ihr kaum. Sie wußte nicht, wie sie bis
zur Tür oder bis zu ihrem Bett kommen sollte.
Sie wollte auch nicht mehr, daß Mara hier blieb.
Auch nicht, daß sie eine Bedenkzeit nah-
men. Zeit ist. keine Bedenkzeit. Der Morgen war
¹⁰⁵⁵ in den Fenstern, mit dem ersten, noch nicht
rosigen Licht. Ein erstes Geräusch war zu hören
von einem vorüberfahrenden Auto, von Schritten
danach – hallenden, festen Schritten, die sich
entfernten. Als sie beide im Schlafzimmer waren,
¹⁰⁶⁰ wußte Charlotte, daß es zu spät war zu allem.
Sie zogen ihre Kleider aus und legten sich ne-
beneinander – zwei schöne Schläferinnen mit
weißen Achselspangen und enganliegenden
weißen Unterröcken. Sie waren beide tot und
¹⁰⁶⁵ hatten etwas getötet. Mit den Händen strich eine
der anderen über die Schultern, die Brust. Char-
lotte weinte, wandte sich um, langte nach der
Weckeruhr und zog sie auf. Mara sah gleichgültig
zu ihr hin. Dann stürzten sie ab in den Schlaf und
¹⁰⁷⁰ in einen gewitterhaften Traum.

Der rote Rock lag verknüllt und unansehnlich vor
dem Bett.

Elfriede Jelinek

Wildes, grandioses Wasser. Aus: Gier, 2000.

Wildes, grandioses Wasser, fällt mit hochoberem Köpfchen, auch wenn man Dich bereits gezähmt hat! Hier, wo du grade brausest, bist du noch nicht einmal gechlort für die Wohngebiete,
5 die sich in der Stadt unter die Dusche stellen und dich auch noch trinken wollen, aber lieber trinken sie etwas Besseres. Von den Hängen der Hochalpen, wo wir zur Zeit grade sind, stürzest du dich herab, um von uns fortzukommen und etwas
10 Nützliches zu tun, vielleicht auch etwas Lustiges zu unternehmen, eins nach dem anderen, zuerst die Arbeit, dann das Vergnügen, kühl und klar, frei Haus. Die niederösterreichisch-steirischen Kalkhochalpen können von mir aus zugrunde
15 gehen ohne dich, sie wüßten ja nichts mit dir anzufangen, oder nein, so ganz stimmt das nicht, es war zwar nicht hier, aber gleich daneben: ein ganzer See mitsamt den Anrainerbäumen verschwand im Kalkgebirge! ein Schluck und weg, als
20 wäre er sich nicht selbst genug gewesen, der See, als wollte er jemandem anderen gehören, dem Berg, ein großer See, ja, der hat Fortschritte gemacht, nur in die rückwärtig gewandte Richtung, hinein, weg von den staunenden Besuchern.
25 Und die gaffend herumstehenden Bäume hat er auch gleich alle mitgenommen, damit er nichts Gewohntes missen wird müssen in seinem unterirdischen Bergverlies. Die Besucher hat er da gelassen. Du liebes Wasser du, wirst von den
30 steilen Forststraßen, den Hängen, den Matten, den Felsen aufgelesen, siehst zuerst entzückend, durchsichtig, glitzerig aus, dann wirst du Schlamm, wirst zu Boden, während wir, gemeinsam mit dir, in die bodenlosen Kalklöcher hineinfallen, aber nur in die kleinen, Dolinen, die Seen
35 fressen könnten, gibts hier noch nicht. Da müssen Sie viel weiter in den Süden. Wasser: Du kommst, ja, auch dies frei Haus, mitsamt dem Boden in die Häuser der Gegend, um einmal nachzuschauen,
40 was du versäumt hast, als du beschloßest, ein Wilder zu bleiben. Da haben sie dir aber einen Strich durch die Rechnung gemacht (und ein Mineral zusätzlich hatten Sie auch noch, oder?), als sie dich faßten und durch die Rohre schickten,
45 mit keiner Botschaft außer der Reinheit selbst, wozu man dich erst mal auffangen und festhalten mußte. Wie glücklich war man da zuerst, deiner inmitten der Almen habhaft geworden zu sein, du willst ja immer nur wegrennen, doch bald bist du
50 zur schlichten Tatsache geworden, die man auch

essen kann, falls man sie immer noch nicht fassen kann, also wurdest du natürlich gefaßt, damit man dich, allerdings sehr verdünnt, wie alle Wahrheiten hier, dennoch glauben konnte.

55 Hier, zu Füßen der Schneeanpe, und bald höher hinauf, jagt ein Mann im bunten Jogger dahin, als würde er selber fließen, ein Schatten auf Steinen, außerhalb der Welt Augen, den überflügelt so leicht keiner. Das ist wieder typisch: ein Unruhiger, der sein geheimes Versperres kaum unter
60 der Haut festhalten kann, deshalb sitzt sein Gewand auch wie eine zweite Haut. Sein energisches Wollen, das gefällt mir. Doch ist er nicht einer von denen, die etwas Gutes wollen. Fein.
65 Seine Unzufriedenheit gefällt mir auch. So setzt ich ihn mir zusammen und beurteile das Ergebnis. Was ihn zufriedenstellen würde, gefällt mir wieder nicht so gut. Ich hoffe bloß, der von ihm vorgesehene Unterjochte, wer immer es ist, wird mitspielen, wenn es soweit ist, na, das kann was werden,
70 der Gehorsame unterdrückt den Unterwürfigen; der Mann würde sich dem Wasser sogar entgegenstellen, könnte er es denn finden, aber das Wasser ist endgültig drunten eingesperrt, selbst
75 ein sehr großer Ort, es zerfließt, während der Mann seine Grenzen doch sucht. Sein Vorgesetzter zeigt sie ihm, und er nimmt sie, scheinbar unterwürfig, an. Gefällt mir auch gut! Er findet sie trotzdem nicht, die Grenzen, so wie er das Wasser
80 nicht finden kann. Es ist unter die Erde gebracht. Die Erde ein Lippenpaar, das es aufgenommen hat, der Mann in seiner zornigen Finsternis würde sich dort nicht hineinlegen mögen, dort ist schon das Wasser, für ihn ist nirgends
85 Platz. Sogar Häuser schluckt der Boden, denken Sie an Lassing und die Folgen! Das Haus, das ins Innere der Erde gerutscht ist, können Sie immer noch teilweise besichtigen, wenn die Anrainer es Ihnen erlauben, man sieht sogar noch die Blumenkästen. Die Anrainer wünschen keine Menschen, die Katastrophen schön finden, doch sie haben jetzt an sich selber einen Ort, wo Besucher
90 jederzeit hinfahren können, nur um zu schauen. Und nicht einmal diesen Ort fänden sie von allein, sie müßten auf die Landkarte schauen. Nur in einem Haus kann er sich sicher fühlen, glaubt der Mann trotz allem was mit Häusern passieren kann, mit Verschwundenen brauchen wir keinerlei
95 Nachsicht zu haben, denn man sieht sie ja nicht

100 mehr. Gerade plant er einen zusätzlichen Abstell-
raum im Keller, unter der Treppe, wenn er hier
etwas wegnimmt und dort dafür etwas hinbaut,
und wäre es ein Hohlraum, ein Nichts, das ja auch
105 nicht, das selbst ein Hohlraum ist und nur, ähnlich
der Lichtung im Wald, erst eins wird, indem es
Grenzen bekommt, bestehend ebenfalls aus Wald.
Ob das wohl davon herrührt, daß dieser Mann in
seiner respektinflößenden Einsamkeit seine
110 Grenzen eben: verloren hat und jemand kennen-
lernen möchte, der sie ihm endlich wieder zeigt?
Oder ist er selbst der Grenzenzieher, hat er in
sich etwas zu vergessen? Was braucht er, damit
er sein Licht nicht mehr unter den Scheffel stel-
115 len, sondern in einen schön möblierten Raum
hineinwerfen kann? Wir hingegen in unsrem
Rechtlichkeitsgefühl müssen gar nicht weit gehen,
um unsere Grenzen zu finden, es genügt, wenn
wir drei Stunden lang rennen, bis uns die Zunge
120 heraushängt, dann lesen wir die Landeszeitung,
die nicht will, daß die Grenzen von Fremden
überschritten werden, außer sie buchen Hotel-
zimmer oder finden in unsren Bauernhöfen Unter-
schlupf. Es sind Wärmebildkameras erfunden
125 worden, um die Grenzen zu kontrollieren. Men-
schen, die Schutz suchen, erkennt man im Sucher
sogar noch, wenn sie sich zu Boden schmeißen.
Auf den Menschenteppichen rutscht niemand
mehr aus, die werden jetzt eingesammelt und in
130 den vergitterten Abfallbehälter geworfen. Wir
wissen wieder alles, was wir an Menschlichkeit
vergaßen, wenn wir Tiere angesehen haben und
sie dann wieder uns. Und wir wissen wieder alles,
wenn wir die Fremden durch die Wärmebildka-
135 meras angesehen haben und sie uns nicht, sie
haben nämlich ihrerseits solche Kameras nicht.
Ja. Auch wenn sie am Boden liegen, sehen wir sie
noch: Aha, dort ist sie also, unsere Grenze, wir
werden sie schon finden, wenn wir sie einmal
140 verlegt haben. Spätestens wenn der Partner
fremdgeht, werden wir ihm unsere Grenze gewiß
zeigen können.

Der Gendarm hat sich ganz allein fürs Laufen
schon eine spezialisierte Uhr und einen Pulsfre-
145 quenzmesser und ein Messer solo angeschafft,
damit könnte er einen Fremden eine Woche lang
verköstigen, wenn der auf Uhren steht und weiß,
wie man sie zubereitet. Der Gendarm weiß, und
es ist ein bescheidenes Wissen: früher war das
150 Wasser noch hier, direkt unter mir. In diesem
Geo-Informationssystem hat er sich ausgekannt.
Boden, Wasser, Wald waren unverzichtbar, sie

haben, wie er, einen höchst komplexen Aufga-
benbereich und dürfen sich nicht irren. Jetzt ha-
155 ben wir die Natur leider verloren und Ordnung
gemacht. Das Wasser gehört in den Boden, der
Wald gehört auf den Boden, das Wasser gehört
nicht auf den Boden drauf, und der Wald gehört
nicht ins Wasser hinein, sonst geht das Wasser
160 über, ich meine, sonst kommt es über uns. Solche
Entscheidungen in politischer, wirtschaftlicher und
förderungstechnischer Hinsicht, mit äußerst weit-
reichenden Konsequenzen, muß ich dauernd
treffen, wenn ich über die Natur etwas auszusä-
165 gen wünsche. Anders kann man es nicht sagen,
denn die Natur gibt es ja nicht mehr. Die Natur ist
das Gegenteil von etwas, das uns etwas zu sagen
hat, obwohl sie uns oft sehr zusagt. Daher müs-
sen jetzt wir es sagen. Die Natur ist nirgendwo zu
170 sehen. Bitte reichen Sie mir Ihre effiziente Pla-
nungs- und Entscheidungsgrundlage, auf dieser
Grundlage werde ich dann etwas ganz Neues über
die Natur schreiben können, falls Sie das allen
Ernstes von mir erwarten.

175 Als Kind ist der Gendarm mit seinem Vater
manchmal drunten im Tal neben dem Bach ent-
lang geradelt, während es beruhigend sprudelte,
gerade erst angekommen von des Berges Höhe,
und, noch mit dem Schwung seiner Herkunft von
180 ziemlich weit Oben, über die Steine hupfte, sein
eigen Werk, denn alles Wasser kommt aus sich
heraus, daher gehört es sich selbst und keinem
anderen und wir haben es dann gestohlen und
vernutzt, oder nicht? Und herumspaziert ist der
185 Sohn mit dem Vater auch, der Vater war freund-
lich, manchmal sogar gütig und beschützend wie
eine Hütte in den Alpen, im Gegensatz zum Wet-
terhäuschen, bei dem man nie weiß, woran man
ist, einmal ist das Mädels draußen, dann wieder
190 der Bub, und man kann sich nicht entscheiden,
was von beiden einem besser gefällt. Man hat die
liebe Vorstellung, daß sich einem der betreffende
mit dem nackten Gesäß, die Beine links und
rechts wie ein Paar Kirschen über den Ohren
195 hängend, aufs Gesicht setzt, und dann denkt man
dabei manchmal unwillkürlich: doch lieber der
Bub. An dem ist mehr dran. Vielleicht ließ der
Vater, auch ein Gendarm, an Farbigkeit seines
Wesens etwas zu wünschen übrig, wenn wir
200 schon beim Wasser sind, der war so, als könnte
sich nichts in ihm spiegeln, das sich erkennen
ließe, als wäre sein Inneres verarmt gewesen
unter dem Druck des Aufstiegs und der dauern-
den Pflichterfüllung, mit der der Kleinhäuslersohn
205 sich bewähren mußte. Obwohl für den Sohn

immer alles da war, wenn er es brauchte, das macht man so: einmal das Kind unbeachtet lassen, dann wieder streng sein, was nur gerecht ist, da man das Kind, das man erbaute, längere Zeit links liegengelassen hat, bis es einmal über die Kellerstiege fiel. Das Kind streng bewachen, womöglich öfter mal beschlagen, damit ihm die Beine schwer werden. Das tut ihm mehr als gut, weil es den Unterschied in den Haltungen des Vaters bereits früh und zwar nach dem Tiergerechtigkeitsindex, erkennen kann. Eine Haltung ist tiergerecht, wenn folgende Punkte geklärt sind: Bewegungsmöglichkeit, Bodenbeschaffenheit, Sozialkontakt, Stallklima (Lüftung! Licht! Gott!) und Betreuungsintensität (Lehrer! Stock! Stein! Schlag!). Es werden dafür Punkte vergeben, und mehr als 25 sollten es schon sein, wenn das Kind die Prüfung machen soll und die Eltern sie bestehen sollen. Im Vorüberwandern nickt der Vater dir zerstreut zu, nun, da wird er dich nicht schlagen, zumindest die nächsten zwei Minuten nicht. Er wird vielleicht die Mutter schlagen, das macht er nämlich noch lieber, aber dich nicht. Diesmal noch nicht. Nächstes Mal vielleicht wieder. Der Vater ist inzwischen tot durch den Krebs. War es nicht gestern noch, da er, als Leseübung, den Buben in der Stadt die Aufschriften der Geschäfte vorlesen ließ? Der Bub schaut, was liegt in der Auslage, dann sagt er den Namen des Geschäfts. Falsch. Es gibt aber nur die Dinge, die man sehen kann. Sogar Wälder, allerdings wiederum nicht solche mit vorrangiger Wohlfahrtswirkung, denn die sollen ja uns schützen, wehren Gefahren ab, indem sie Menschen, Siedlungen und Anlagen, welche die behördlichen Maßnahmen oder Unterlassungen nicht einhielten, zu Brei zermantschen. Ja, sie kommen persönlich herab, die Wälder, wenn sie eine Wut haben, wer hätte das von ihnen gedacht, es tut ihnen nicht leid, jetzt dafür Sie leiden zu sehen, dessen Haus vorhin noch hier stand! War er nicht lieb zum Sohn, der Vater, dem der Sohn fast an den Scheitel hochging, nachdem ihm der Vater absichtlich auf die Zehen getreten war? Der Sohn soll gefälligst die Füße heben beim Gehen. Wenn Sie das lieb finden, könnten Sie genausogut auch die Büsche in meinem Vorgarten als Zierde betrachten.

Der Vater hat sich um den Sohn Verdienste erworben, doch er blieb wie in einer schillernden, fernen Fremde, verschwommen in Wasser, der Vater, und so soll es ja auch sein. Das Kind soll auf einem Foto den Vater dankbar anschauen. Dann brauchen wir dafür wieder ein, zwei Jahre

das Kind nicht. Für einen Käsekuchen wäre es ein unerhörtes Ereignis, eine Leiter hochsteigen zu können, für einen Mann ist das eine winzige Aufgabe, eine Kleinigkeit, falls er nicht bereits ein Greis ist oder gelähmt. Ich will damit nichts sagen als: jedes Kind will seinen Vater bewundern, egal wofür, doch nicht einmal Wirtschaftsförderung bekommt man, egal wofür. Die Mutter hat sich um den Rest zu kümmern, das ist mehr, als ich vergessen könnte, in diesem Fall war die Mutter eine heimliche Rotweintrinkerin, wie es viele Frauen in dieser Gegend sind. Wo die Wasser nicht bloß flott dahin marschieren, sondern immer gleich stürzen, ich sagte es schon, man erwischt sie nicht so leicht, dafür darf der Wein in Strömen fließen, den Doppler behalten wir gleich in der Küchenbank und setzen uns dann drauf. Wenn wir ihn brauchen und noch aufstehen können, haben wir ihn gleich, wir müssen bloß den Banksitz hochklappen. Die Mutter wird doch noch imstande sein, ihre Hausbank zu plündern. Die ist groß und gehaltvoll genug, besonders wenn man sie doppelt sieht, sich zu öffnen, damit der ganze Wein in seinem flaschengrünen Kleid, eidechsen-gleich, in ihre Hände gleiten und in einer fließenden Bewegung in einem Mund, immer demselben, verschwinden kann. Was zeichnet die Muttersohnbeziehung aus? Ein Naheverhältnis von Warmherzigkeit, Verständnis und anderen positiven Aspekten würde sie auszeichnen, wenn sich ein solches Verhältnis herstellen ließe. Ich muß nun etwas zurücktreten, denn ich Unwissende kenne nur Muttertochterbeziehungen, und auch die sind nicht grade von der reifenden Sonne liebkost. Als Beilage zu allem, nur leider viel zu selten über uns: der Himmel von einer unbeschreiblichen Bläue, mit scharf abgezirkelten Wolken drauf, dahinziehend und sich in geöffneten, libellenartig schimmernden Fensterflügeln spiegelnd, mütterliches Nicken zeichnete eben noch Schlieren über die Scheiben, halt, da bewegt sich noch einer! Das darf nicht sein! Mama, du hast eingenäßt und dich am Popo schmutzig gemacht, während du bettlägerig warst, spricht der Sohn. Und er fährt, weil es ihm nötig scheint, fort: Hoffentlich wird mich das Leben einmal weitertragen zu einem Menschen, der gütig zu mir ist, wie Blumen, die eine fleckige Hausmauer verbergen, wenn man sie nur herzlich darum bittet und anständig düngt.

Liebesperlen

Mariana Leky: Liebesperlen. 2001.

Meistens kommen die Leute mit einer Bestellnummer. Ich schreibe die Nummer auf einen rosa Zettel, den der Praktikant zur Bestellabteilung bringen soll. "Kommen Sie in einer Woche wieder", sage ich. Der Praktikant liebt die Praktikantin in der Remittendenabteilung. Manchmal erzählt er von ihr, wenn wir Bücher einsortieren und er die Kisten hinter mir her schleppt, von Regal zu Regal. Die Remittendenabteilung liegt zwischen dem Geschäftsraum und der Bestellaufnahme. Der Praktikant faltet im Fahrstuhl die rosa Zettel so, daß sie aussehen wie Seidenrosen und schenkt sie der Praktikantin. Die Praktikantin schenkt ihm ein Lächeln dafür und bestenfalls eine Mittagspause. Der Praktikant lächelt ebenfalls und glänzt dabei, deswegen habe ich nichts erzählt.

Meine Mutter raucht viel, besonders am Morgen davor. Am Morgen davor nimmt sie nichts zu sich außer Zigaretten. Sie steht am Kippfenster in der Küche und bläst den Rauch durch den Schlitz auf die Straße. Auf der Fensterbank steht eine Tasse lauwarmes Wasser, daneben liegt eine silberne Cappuccinotüte, sie hat beides vergessen.

„Warum fliegst du nicht mit“, frage ich. Ich frage das jedes mal. Jedesmal sagt meine Mutter: „Wegen der Katze.“ Sie hustet. Mein Vater kommt in die Küche, mit vielen großen Tüten aus Glanzpapier, und hustet auch. Er stellt die Tüten auf den Küchentisch. „Warum fliegst du schon wieder“, frage ich und setze mich auf die Fensterbank. „Das weißt du doch“, sagt mein Vater, und ich sage: „Wegen der Wüstenluft.“

Meine Mutter schnippt die Zigarette aus dem Fensterschlitz. Mein Vater zieht neue Hemden und Badehosen aus den Glanzpapiertüten, knipst die Preisschilder ab und legt sie in die Reisetasche. Wir fahren ihn nicht zum Flughafen. Er küsst uns auf den Mund, sagt „Na denn“ und dass er jetzt gehen müsse. Dann geht er. Meine Mutter zündet sich eine neue Zigarette an und bläst den Rauch in den Raum. Wenn mein Vater weg ist, rauchen wir im ganzen Haus. Wenn mein Vater da ist, stellen wir uns zum Rauchen an das Kippfenster in der Küche, abwechselnd.

„Was ist diesmal dran“, frage ich meine Mutter. „Der Keller“, sagt sie.

Ich rauche auch viel. Ich habe es in Agadir gelernt. Zu meinem vierzehnten Geburtstag schenkte mir mein Vater eine Reise nach Marokko, weil der Arzt gesagt hatte, Wüstenluft sei gut; ich hatte mit einer Stereoanlage gerechnet. Wir wohnten in einem Hotel am Meer. Es gab viele streunende Katzen in der Hotelanlage, die vom Personal verjagt wurden, weil sie hässlich aussahen: Entweder hatten sie nur ein Auge oder nur ein Ohr oder nur drei Beine. Die Katzen wurden verjagt, immer wieder; es sei denn, sie hatten Katzenkinder. Dann durften sie bleiben, denn Katzenkinder sind niedlich. Es gab streunende Katzen und für meinen Vater viele Tennisplätze, deswegen kamen wir aus der Hotelanlage nie heraus. Er spielte den ganzen Tag. „Mit wem spielst du“, fragten wir, und er sagte: „Ich spiele mit wechselnden Partnern.“ Meine Mutter saß auf der Hotelterrasse und bereitete seine Vorlesung für das Wintersemester vor, eine Vorlesung über Psychosomatose. Ich lag am Pool und hörte Walkman. Manchmal setzte der Hotelanimateur sich zu mir auf das Handtuch und hörte auf einem Stöpsel mit.

Ich verliebte mich in den Animateur, weil ich achtmal Dirty Dancing gesehen hatte. Der Animateur hatte ein braunes Gesicht und sehr weiße Zähne. Er trug einen hellblauen Trainingsanzug aus Wolle, auch wenn es heiß war, immer denselben. Eines Tages küsste mich der Animateur, als meine Mutter nicht hinsah. Während er mich küsste, dachte ich an die Postkarten, die ich meinen Freundinnen schreiben würde, die zu Hause bleiben und ins Kino gehen mussten. Dann brachte der Animateur mir das Rauchen bei. Es war ganz leicht.

Beim Abendessen sagte ich: „Ich habe mich verliebt.“ Mein Vater sagte: „O Gott“, und schüttelte den Kopf, so, wie er den Kopf schüttelte, wenn jemand anruft und fragt, ob er Patient werden könne wegen der und der Geschichte, und meinem Vater die Geschichte nicht zusagt. Ich nahm eine Zigarette aus der Schachtel meiner Mutter und zündete sie an. Mein Vater nahm sie mir aus dem Mund und drückte sie im

Aschenbecher aus. „Mein Kind macht sich ka-
95 putt“, sagte er, „und ich muss dabei zusehen.“
Meine Mutter nahm die Zigarette aus dem
Aschenbecher und bog sie wieder gerade. Wir
aßen Oliven, weil es so heiß war und der Arzt
gesagt hatte, wenn man schwitzt, müsse man
100 Salz essen. Ich erzählte von dem Animator und
seinen schwarzen Augen, und mein Vater fing an
zu schielen. Mein Vater fängt immer an zu schie-
len, wenn es ihm langweilig wird. Er schielt oft,
wenn er länger mit uns zusammen ist, besonders
105 schlimm ist es zu Ostern oder am heiligen
Abend, dann schielt mein Vater dauerhaft, und
ich frage mich, was der Arzt wohl dazu sagen
würde. Meine Mutter zündete sich die gerade
gebogene Zigarette an und schlug ihm vor, tan-
110 zen zu gehen, „nur du und ich“, sagte sie. Der
Schlangenbeschwörer kam, und ich zog die
Schultern hoch. Der Schlangenbeschwörer kam
jeden zweiten Abend, er wechselte sich mit der
Bauchtänzerin ab, und legte jemandem die
115 Schlange um den Hals, er legte immer mir die
Schlange um den Hals. „Weil du hier die Kleinste
bist“, sagte mein Vater, „dich kann sie am bes-
ten vertilgen.“ Ich lächelte und schwitzte, die
Gäste an den Nebentischen lachten und klatsch-
120 ten, und der Schlangenbeschwörer strahlte.
„Schön“, sagte mein Vater zu meiner Mutter und
stand auf, „ich mache aber vorher noch ein
Spiel. Wir treffen uns im Appartement.“ Mein
Vater ging, und ich lief zur Hotelküche, um mich
125 mit dem Animator zu treffen.

Der Küchenchef wollte mich nicht in die Hotelkü-
che lassen. Der Animator sagte einiges auf
arabisch, dann lachte der Küchenchef, schlug
ihm auf die Schulter und ließ mich hinein. Wir
130 setzten uns vor den offenen Kühlschrank, es war
immer noch heiß, und tranken Pfefferminztee mit
viel Zucker. Wir hörten Walkman, rauchten und
stocherten im Zucker herum, der sich auf den
Böden der Teetassen abgesetzt hatte. Schließlich
135 sagte der Animator: „Dein Vater spielt viel
Tennis.“

„Ja“, sagte ich. Der Animator legte mir den Arm
um die Schulter. „Deine Mutter nicht“, sagte er.
„Nö“, sagte ich. Der Animator wohnte in einem
140 Bungalow hinter dem Hotel. Wir gingen hinterei-
nander her, seine Badeschlappen klatschten bei
jedem Schritt auf das Pflaster. „Mein Vater hat
Asthma“, sagte ich, „deswegen sind wir über-
haupt hier, weil der Arzt gesagt hat, Wüstenluft

145 ist gut.“ Der Animator drehte sich nicht um.
„Zuviel geraucht“, sagt er. „Nein“, sagte ich.

Mein Vater raucht nicht. Mein Vater sagt, er sei
kein Suchtcharakter; ganz im Gegensatz, sagt er,
zu meiner Mutter. Meine Mutter sagt: „Die Ziga-
150 rette ist mein einziger Freund.“ Meinem Vater
gefällt dieser Satz. Er hat ihn verwendet in seiner
Vorlesung über reaktive Depression.

Der Bungalow bestand aus einem Zimmer, darin
waren ein Schrank, ein Spiegel und ein Bett. Der
155 Animator und ich setzten uns auf den Bettrand
und betrachteten seine Füße, sein rechter Ze-
hennagel war gelb und geriffelt. „Hast du eine
Zigarette“, fragte der Animator nach einer
Weile. „Leider nicht“, sagte ich. Der Animator
160 stand auf, lächelte, fasste mich an den Unter-
schenkeln und legte meine Beine aufs Bett, so,
wie man die Beine von jemandem aufs Bett legt,
der eine Querschnittslähmung hat. Dann legte er
sich auf mich, fasste mich mit einer Hand am
165 Ohr und fing an, mit den Hüften zu kreisen. Ich
guckte auf die Styroporplatten an der Decke und
dachte an die Postkarten, die ich meinen Freun-
dinnen schreiben würde, die zu Hause waren und
ins Kino gingen. Dem Animator fiel erst der
170 eine, dann der andere Badeschlappen von den
Füßen; dann hörte er auf, mit den Hüften zu
kreisen und setzte sich auf den Bettrand. Sein
Trainingsanzugoberteil war ihm aus der Hose
gerutscht. Ich strich mein Kleid glatt und sagte,
175 ich müsse jetzt gehen. Mein Ohr tat weh. „Dein
Ohr ist ganz rot“, sagte meine Mutter und lä-
chelte. Meine Mutter lächelte immer, wenn sie
weint und plötzlich jemand neben ihr steht. „Was
ist denn“, fragte ich, „Wieso seid ihr nicht tan-
180 zen.“ Meine Mutter hatte sich die Lippen ange-
malt. „Er ist immer noch nicht da“, sagte sie,
und: „Wo um Himmels willen bist du gewesen.“
Sie aschte in einen Zahnputzbecher.

Am nächsten Morgen war mein Vater wieder da
185 und meine Mutter verschwunden. Wir frühstück-
ten zu zweit. Aus dem Lautsprecher im Früh-
stücksraum kam marokkanische Musik, immer
das gleiche Lied, und es hörte sich an, als hätte
der Sänger viel zu beklagen. „Wo bist du gewe-
190 sen“, fragte mein Vater, „deine Mutter hat sich
Sorgen gemacht und noch mehr geraucht als
sonst. Sie geht noch zugrunde daran.“

„Wo bist du gewesen“, fragte ich zurück. Mein
Vater sagte, ich müsse nicht alles wissen, und

195 ich sagte, ich wüsste nicht nur nicht alles, son-
dern überhaupt nichts, und mein Vater sagte, um
so besser. Wo ich gewesen sei. „Ich war mit
dem Animateur weg“, sagte ich. Er werde dafür
sorgen, dass ich diesen Animateur nicht wieder-
200 sehe, ein ganz windiger Kerl sei das, sagte mein
Vater. „Mein Kind macht sich kaputt“, sagte er,
„und ich muss dabei zusehen.“

Wir fanden meine Mutter unter einer Pinie bei
den Bungalows. Sie hockte im Gras. Ich setzte
205 mich neben sie, mein Vater blieb stehen. Unter
der Pinie lag eine getigerte Katze mit fünf Kat-
zenkindern. Vier hingen an ihren Zitzen und
drückten die Pfoten in den Bauch der Mutter.
Das fünfte versuchte auch, zu trinken, aber die
210 anderen ließen es nicht heran. Das fünfte Kat-
zenkind war mager und viel kleiner als seine
Geschwister. Es atmete schnell. „Das kommt
nicht durch“, sagte mein Vater von oben. Meine
Mutter nahm das Katzenkind auf die Hand. „Wir
215 brauchen eine kleine Flasche“, sagte sie. „O
Gott“, sagte mein Vater und schüttelte den Kopf,
wie er den Kopf schüttelt, wenn jemand Patient
werden will und meinem Vater die Geschichte
nicht zusagt. „Eine Flasche mit einem ganz klei-
220 nen Schnuller“, sagte meine Mutter. Mir fielen
die Liebesperlenfläschchen ein, die meine
Freundinnen und ich früher am Kiosk gekauft
haben, Fläschchen mit sehr kleinem Schnuller.
Winzige bunte Kugeln sind darin, die Liebesper-
225 len heißen und nach überhaupt nichts schme-
cken. „Das hat doch keinen Sinn“, sagte mein
Vater. Meine Mutter lächelte ihn an, und daran
sah er, dass sie geweint hatte. „Geh und frag
deinen Animateur“, sagte er zu mir.

230 Der Animateur war im Dienst. Aus einem Laut-
sprecher am Swimmingpool kam Musik von
Roger Whittaker, Tanz heut nacht mit mir, und
der Animateur tanzte mit einer Dame, die einen
fliederfarbenen Bikini trug und eine fliederfarbe-
235 ne Badehaube. Ich tippte dem Animateur auf die
Schulter. Er küsste der Frau die Hand und drehte
sich zu mir um. „Ich brauche so eine Art Liebes-
perlenfläschchen“, sagte ich, „weißt du, wo ich
eins kriegen kann?“ Der Animateur hatte keine
240 Ahnung, was ein Liebesperlenfläschchen war.
Der Animateur sprach besser Englisch als
Deutsch. „A small bottle with love pearls in it“,
sagte ich. „Love pearls“, lachte der Animateur
und schlug mir auf den Hintern. Die Dame im
245 fliederfarbenen Bikini kicherte.

Mein Vater und ich fuhren ins Stadtzentrum,
meine Mutter blieb beim Katzenkind. Wir gingen
über einen Markt voller Gewürzberge, wir gingen
in Läden, in denen kopfüber Hammel hingen,
250 ganze Hammel ohne Haut und mit chlorwasser-
blauen Augen. Wir gingen in Läden, in denen es
türkischen Honig gab, Wasserflaschen aus Leder,
Silberschmuck, Reiswaffeln und Oliven. Wir
fragten nach Liebesperlen, ich sagte „love
255 pearls“, mein Vater sagte „perles d’amour“. Die
Händler sagten, wir kämen ja aus Deutschland,
Deutschland sei schön und sie hätten gute
Freunde in Dortmund oder Wiesbaden.

„Versuchen Sie es mit einer Spritze“, sagte der
260 Hotelportier zu meiner Mutter. Der Portier rede-
te auf arabisch mit dem Küchenchef, und der
Küchenchef kam mit einer Spritze und einer Tüte
Milch. Meine Mutter strahlte. Mein Vater ging
Tennis spielen. Meine Mutter und ich gingen zur
265 Pinie, das Katzenkind lag zusammengerollt zwi-
schen seinen Geschwistern. Man konnte sein
Herz schlagen sehen. Meine Mutter nahm es in
die Hand und träufelte Milch aus der Spritze auf
seine winzige Schnauze. Das Katzenkind trank.
270 „Das Katzenkind hat getrunken“, erzählte meine
Mutter meinem Vater beim Abendessen. „Du
verlängerst nur sein Leiden“, sagte mein Vater.
Ich zog die Schultern hoch, weil der Schlangen-
beschwörer kam.

275 Wir hatten noch drei Tage. Mein Vater spielte
drei Tage lang Tennis mit wechselnden Partnern
und hustete nicht mehr, wegen der Wüstenluft.
Meine Mutter fütterte drei Tage lang stündlich
das Katzenkind, nachts stellte sie sich den We-
280 cker. Einmal stand ich auf, als ich den Wecker
klingeln hörte, und ging ins Zimmer meiner El-
tern. Meine Mutter zog sich den Bademantel
über, das Bett meines Vaters war leer. Es war
Viertel vor drei, wir gingen über den Steinweg zu
285 den Bungalows. Im Bungalow des Animateurs
brannte Licht, die Tür war angelehnt, ich hörte
ihn lachen. Die vier Katzenkinder tranken und
drückten ihre Pfoten in den Bauch der Mutter.
Das fünfte tapste ein paar Schritte auf uns zu,
290 dann fiel es hin, und meine Mutter legte es mir in
die Hand. Es atmete schnell und fühlte sich heiß
an. Es hatte struppiges Fell, seine Augen waren
verklebt. Das Katzenkind trank.

Am nächsten Tag kam mein Vater zu spät zum
295 Frühstück, und als er kam, stützte er sich auf die
Lehne des Stuhls, auf dem meine Mutter saß,

beugte sich zu ihr hinunter, hielt seine Wange gegen ihre und sagte: „Dein Katzenkind ist tot. Es tut mir leid.“ Meine Mutter griff ihm in die Haare und begann zu weinen. „Wir müssen es beerdigen“, sagte ich nach einer Weile. Meine Mutter sagte, nein, sie könne nicht, sie könne es nicht sehen, und ob ich es allein beerdigen würde. Mein Vater nahm meine Mutter am Arm und sagte, dass das abzusehen gewesen sei. Meine Mutter nahm ein paar Stoffservietten und drückte sie mir in die Hand: „Pack es gut ein“, sagte sie, und dass ich es unter der Pinie begraben solle. Ich sagte: „Papa, kannst du nicht mitkommen.“

„Das schaffst du schon“, sagte mein Vater und klopfte mir auf die Schulter. Mit den Servietten in der Hand ging ich den Animateur suchen, ich fand ihn vor der Hotelküche. Er rauchte mit dem Küchenchef. „Willst du eine Zigarette“, fragte er. Der Küchenchef gab mir Feuer. Sie unterhielten sich auf arabisch. Ich betrachtete die Badeschlappen des Animateurs, seine braunen Füße und den gelben, geriffelten Zehennagel. „Wiedersehen“, sagte ich, als ich die Zigarette aufgebraucht hatte. „Ciao“, sagte der Animateur. Ich ging den Steinweg entlang zu den Bungalows und dachte an mein Lieblingslied aus Dirty Dancing, das Schlusssong, zu dem plötzlich alle anfangen zu tanzen, auch die Eltern des Mädchens, die eigentlich immer gegen die Verbindung zwischen ihrer Tochter und dem Animateur gewesen waren, aber schließlich erkennen, was für ein wunderbarer Mensch der Animateur ist, obwohl nur ein Animateur, auch die Eltern tanzen schließlich ausgelassen zu meinem Lieblingslied, und alle umarmen sich und weinen und lachen und singen: Now I had the time of my life. Ich blieb stehen und versuchte, in die Servietten zu weinen.

Mein Vater hat ein feines Gespür für den richtigen Zeitpunkt. Die Katzenmutter lag unter der Pinie und säugte ihre vier Kinder. Das fünfte stand abseits und atmete schnell. Ich hockte mich hin und legte die Servietten auf den Boden. Das Katzenkind tapste auf mich zu und fiel hin. Ich nahm es in die Hand und guckte in seine verklebten Katzenaugen, meine Handfläche fing an zu kribbeln. Ich setzte das Katzenkind ins Gras. Ich dachte darüber nach, wie es wäre, sich zugrunde zu richten und jemanden dabei zusehen zu lassen. Die Dame mit dem fliederfarbenen

nen Bikini kam vorbei, mit einem fliederfarbenen Handtuch um die Hüften. „Na Kleines“, sagte sie. Ich zeigte auf das Katzenkind und fragte, ob sie sich darum kümmern könne. „Sicher“, sagte die Dame, „was immer du willst“, und ging in Richtung Pool davon. Meine Mutter packte. Mein Vater saß auf der Terrasse und las sein Vorlesungsmanuskript. Als er mich sah, lächelte er mich an. Ich drückte ihm die Servietten in die Hand.

Wir flogen am Nachmittag. Seither fliegt mein Vater allein. Er fliegt alle drei Monate, manchmal öfter, seit sechs Jahren. „Wir können uns das nicht leisten“, sagt meine Mutter; dann sagt mein Vater: „O Gott“, und schüttelt den Kopf, als wolle jemand Patient werden. Oder er hustet.

Meine Mutter hat ein ausgesprochenes handwerkliches Geschick entwickelt. Wenn mein Vater wegfliegt, fängt meine Mutter an, etwas im und am Haus zu verändern. Als ich vom Tanzstundenabschlussball kam, kachelte sie die Küchenwände. Als ich fürs mündliche Abitur lernte, riss meine Mutter um mich herum den Boden heraus und verlegte Laminat. Als ich mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus lag, kam sie mich besuchen mit grünen Flecken im Gesicht und grünen Rändern unter den Fingernägeln. „Das Badezimmer“, sagte sie, „es wird türkis.“ Als ich sagte, dass ich verliebt und es diesmal ganz bestimmt der Richtige sei, schlug sie mit der Spitzhacke auf den Rasen ein und legte einen Teich an.

Alle drei Monate kommt mein Vater nach zehn Tagen braun und gesund zurück, mit Papiertüten. Darin sind Geschenke für meine Mutter und mich: Wasserflaschen aus Leder, Silberschmuck oder Reiswaffeln. Wir drehen die Geschenke in den Händen und sagen, wie schön. Wenn er wiederkommt, lädt mein Vater uns zum Essen ein, jedes mal, und fragt, wie geht's. Wir sagen, gut. Mein Vater erzählt von der Wüstenluft und den wechselnden Animatoren. Von den streunenden Katzen erzählt er nicht. Meine Mutter erzählt von den Leuten, die in seiner Abwesenheit angerufen und gefragt haben, ob sie Patienten werden dürfen wegen der und der Geschichte. „O Gott“, sagt mein Vater. Ich sage nichts; ich beobachte, wie nach spätestens anderthalb Stunden die Pupille im linken Auge meines Vaters langsam nach innen wandert.

Sibylle Berg

Ich geh dann, Das Unerfreuliche zuerst – Herrengeschichten, 2001

Wissen Sie, wie es ist, am Abend zu wissen, wie der Morgen sein wird?

Ich werde mich von meiner Frau und meiner Tochter verabschieden. Beide werden nicht von der Lektüre ihrer Tageszeitung aufblicken. Die Tochter wird wieder aussehen wie eine Nutte, wollte doch die Frau nur einmal so aussehen. Sie werden mich ignorieren und ich werde die Tür hinter mir schließen. Ich werde ins Büro gehen. Werde im Lift wieder Magenschmerzen bekommen, weil ich Ende vierzig bin und es zu nichts gebracht habe, werde darüber nachdenken in der Mittagspause, dass es keinen Ausweg für mich gibt. Ein Tag, an dessen Ende ich auf dem Weg nach Hause bei einem Bäcker stehen bleiben werde, am Tisch auf der Straße einen Kaffee trinken, die Augen zusammenkneifen und mir vorstellen, ich sei an einem Platz, an dem niemand mich zu kennen meint. So ist es, am Abend zu wissen, wie er sein wird, der nächste Tag, und das Einzige, was eine kleine Aufregung in die unendliche Müdigkeit des Wissens bringt, ist die Hoffnung, dass vielleicht ein Flugzeug auf mein Bett stürzt. Ich erschlagen werde vom schweren Kopf eines gut aussehenden holländischen Purses.

Dann schlief ich ein und der Morgen kam.

Es war der Tag, an dem ich mein Leben verlassen habe. An dem ich aus der Tür gegangen, die Aktentasche mit

Pyjama und Geld gefüllt, zum Flughafen gegangen bin, wie jemand anderes dahin gegangen, einen Flug gebucht habe und erstarrt war, mich in der Luft zu finden. Das Flugzeug fliegt an einen kanarischen Ort, der mir gleichgültig ist. Alles ist mir gleichgültig, denn ich sitze in einem Büro und werde um fünf nach Hause kommen. Keine Ahnung, wer das ist, der im Iberia Magazin von der Insel liest und beschließt, das sei der rechte Ort, um unauffindbar für sich selber zu sein.

Die Insel La Graciosa hat einen Durchmesser, der so groß ist, dass man in sieben Stunden um ihn herumlaufen kann. Während dieser Tour sieht man laut Iberia Magazin: vier lange nicht mehr benutzte Vulkane, rote Erde, Steine, zwei kleine

Siedlungen, viel Meer, Lanzarote links, gerade rüber Nordafrika und vielleicht auch einen Menschen.

Es ist Mai in Lanzarote und es ist sehr kalt. Entweder lügen alle Reiseführer oder die Welt ist voll dicker Menschen, die es überall warm haben, wegen ihren Fleischmützen und Speckmänteln, nirgends frieren und dann in Büchern so einen Stuss schreiben: »Das ganze Jahr herrscht auf den Kanaren Frühlingswetter.« Da sage ich: Wenn das der Frühling ist, dann verachte ich ihn aufrichtig.

Vor dem Flughafen sieht man direkt, was los ist. Ein Landstrich wie nach einem langen Krieg. Wer Flora und Fauna verabscheut, weil er einer entsprechenden Partei angehört oder Allergiker ist, hat hier seinen Platz gefunden auf dieser Insel, auf der nichts wachsen mag, nichts laufen will. Dunkle Erde, Steine, Geröll, ein bisschen Meer drum herum, flache Häuser, nichts zu besichtigen, nichts da, doch die Hässlichkeit zugeben hieße, die eigene Leere einzugestehen, und so reisen alle gerne her, schauen sich Geröll an, finden das einmalig, faszinierend auch, und warum nicht in die Magdeburger Börde fahren bleibt offen.

Eine Ladung Allergiker ist gerade angekommen, es sind Deutsche. Wer Deutsche mag, soll nach Lanzarote fahren, dort sind sehr viele und sie sind individuell. Geben einen Dreck auf Mallorca, tragen ihre BirkenstockSchuhe und fahren nach Lanzarote, weil da nix ist, aber das mit Stil. Vom Flughafen über die halbe Insel fahre ich nach Orzana, wo mein Schiff nach La Graciosa ablegen wird. Das Meer ist bewegt, es hat Windstärke 82 und die Wellen sind 15 Meter hoch. Das Boot ist sehr klein, einige Passagiere beten, das Boot lacht, fährt auf die Wellenkämme, stürzt in die Tiefe, die Menschen werden nass und bleich und schreien, ich bin ruhig und denke, bitte Meer, greif zu, es sind nur Allergiker. Das Boot auf der Achterbahn durch das Meer, das schnappt, und dann kommt die Insel in Sicht. Ein paar flache weiße Häuser, dahinter ein Vulkan, dazwischen vergammelte Lava. Unfreundlich sieht es aus, da will ich hin, das Boot legt an.

Die Touristen eilen, sich zu übergeben, zitternd gedrängt an den Pier. Viele kommen nicht auf
95 die Insel, denn es gebricht an Hotels, an Bars, an Peepshows, an Wurstbuden, kurz an allem, was der Mensch so braucht. Vielleicht wird es das hier auch nie geben, denn die Insel steht unter Naturschutz, weil Vulkanerbrochenes schützenswert ist, das vereitelt den Ausbau des Elends. So
100 hat es nur ein wenig Trinkwasser, zwei Pensionen, ein paar Appartements, zwei Restaurants, eine Bar, einen Fahrradverleih, viele Fischer. Und wenig hat sich geändert, seit Seeräuber die Insel
105 1876 besiedelten. Wer hierher fährt, weiß hoffentlich, was er tut.

Meine Pension heißt Betancort, doch in Wirklichkeit heißt sie Girasol, vielleicht heißt sie auch Völkerfrieden, mehrere Beschriftungen, welche
110 gilt, ist nicht klar. Die Einwohner sitzen in der Bar des Ortes und sehen sich ähnlich. Stumm beobachten sie und ihre Kampfhunde die Angekommenen, die wie ich herumirren und eine Pension suchen, die wahrscheinlich täglich ihren Namen ändert. Die meisten Touristen, die nach La Graciosa kommen, sind gestresste Einwohner Lanzarotes, die Ruhe suchen, oder Herren wie ich, die nach einer Lösung Ausschau halten.

Autos gibt es kaum, ein paar Jeeps, ein Motorboot, die Einwohner, oder heißt es bei Inseln Aufwohner, leben vom Fischen, Gärtnern und vom Touristen-Ärgern. Nach einigen Stunden finde ich die Pension. Die Wirtin hatte ein Nickerchen gemacht. Verschlafen zeigt sie mir ein
120 schlichtes Zimmer mit Blick auf den kleinen Hafen, reißt mir meinen Pass aus der Hand und geht ab. Lächeln ist Feigheit. Die Bevölkerung von Lanzarote und La Graciosa gilt unter Spaniern als extrem mufflig. Vielleicht ist sie aber nur
130 ehrlich. Wozu braucht es Lächeln, das macht nur Falten, nichts braucht es hier, kalt ist es, die Restaurants geschlossen, die Hunde bellen, haben Hunger, weil die Restaurants geschlossen sind, und wer hierher kommt, sollte wirklich
135 wissen, was er tut.

In der Nacht ist es so still, dass mir unwohl wird. Still, als hätte ich Ohrstöpsel in mir, nach innen gezogen, keine gute Sache. Ich denke an zu Hause. Doch es hat nicht viel, was da denkenswert wäre. Es ist kein Leben für einen Mann. So
140 wie ich dachte, dass ein Mann leben sollte, so ist es nicht. Es ist das Leben eines Haustieres, das ich führte, das ich nun verlassen habe. Ich werde

wilde Dinge tun, denke ich, ehe der Morgen sehr
145 unbeholfen vor dem Fenster aufsteht.

Er hat Dunst über die Insel gelegt, der Morgen, über das Meer. Durch ihn verschwommen sieht man Lanzarote und die Stelle, an der sich gerne Leute in PKWs 400 Meter in die Tiefe fallen
150 lassen. Wie auf dem Mond ist es, wie in einer Welt, in der es keine Menschen hat und damit Frieden. Ich hebe an, die Insel zu umrunden, vier Hügel, kleine, tote Vulkane, zwischen denen man durchläuft, dunkler Sand und steinerner Unrat
155 überall. Verendete ich hier, kein Geier käme, mich zu äsen, niemand käme, weil hier keiner lebt, weil es ein Stück Land ohne Menschen ist, weil die ausgestorben sind, vor 400 Jahren, so sieht es aus, und in sieben Stunden könnte man
160 um die Insel laufen, wenn es eine wäre. Es ist aber die Welt, und nach sieben Stunden fängt sie von vorne an, bis zum schwarzen Loch. Nach sieben Stunden kommt man immer wieder in denselben Ort, oder es ist immer ein anderer,
165 der dem ersten ähnelt, geht man durch den Ort, drei breite staubige Straßen, zu deren Seiten weiße kleine Schuhschachtel-Häuser, ein paar Kakteen, vermeint man das Lied vom Tod zu hören, als Endlosschleife, die Straßen lang, die Schritte wirbeln Staubhosen in die flirrende Luft,
170 die Kinder lachen dich aus, die Erwachsenen stumm, schauen dir hinterher, hinter Fenstern und Türen stehen sie, schauen, ein Hund wird gesandt, dass er sich in deinen Spann verbisse, das Lied vom Tod, keiner würde helfen, du bist
175 nur ein Fremder. Du gehst die staubigen Straßen lang, bist um die Insel gelaufen und wieder zurückgekommen. Keiner lächelt. An der Straße eine kleine weiße Kirche, aus deren Lautsprechern Gesänge, die Gemeinde zur Andacht versammelt, gehst zur offenen Kirchentür, die Kirche ist leer.

In der Nacht werden sie laut, die Kanaren. Vor
180 meinem Fenster versammeln sie sich, um sich bei Mondlicht anzuschreien.

Was auch immer sich Menschen vorstellen, wenn sie sich das Aussteigen auf einsamen Inseln vorstellen, die Wahrheit ist anders. Die Wahrheit ist man selbst. Und das ist eine langweilige Sache.
190

Befreit von allem, das einen der Existenz versichert, bleibt nichts. Ich werde zurückkehren. Dort weiß ich auch nicht weiter, doch das Tele-

fon klingelt ab und an.

¹⁹⁵ Am nächsten Morgen um acht stehe ich an der kleinen Mole, dem kleinen Pier, wie auch immer das heißen mag, wo Schiffe losfahren, und warte auf die Fähre, sie wird mich nach Lanzarote bringen, dort fliegt ein Flugzeug mit mir übers Meer, nach Hause, in eine Stadt, in der es Tele-
²⁰⁰ fone gibt und Faxgeräte, wo man Kirchen besichtigen kann mit Menschen darin und wo leise geredet wird.

Nach einer Stunde Warten werde ich nervös,
²⁰⁵ denke an Schaltjahre, Sommerzeit, laufe mit schwerem Gepäck zu Eingeborenen, frage, sehe in stumme Gesichter, leere Gesichter, mir transpiriert, denn mein Flugzeug fliegt in fünf Stunden.

²¹⁰ Fünf Stunden später sitze ich in der Hafenkneipe. Ich bin alleine unter Eingeborenen, ich will nach Hause, ich will in die Badewanne, ich will Sushi. Ich will Frauen sehen mit langen Beinen und großen Brüsten. Es ist Nachmittag, mein Flug-
²¹⁵ zeug fliegt ohne mich, gerade jetzt fliegt es, dreht noch eine Runde über mir, dass es mein Winken schauen kann.

Es hat mir keiner verraten, wieso die Fähre ausbleibt, ob morgen eine kommt, jemals wieder
²²⁰ eine kommt, und auch für viel Geld wollte mich kein Fischer übersetzen. Die Telefone auf der Insel, es sind zwei, machen extra keine Übersee-
gespräche. Ein Fax habe ich nicht gefunden, die Polizei versteht mich nicht, ich gehe zurück in
²²⁵ meine Pension, stehe auf dem Balkon und sehe Lanzarotes Ufer. Zwei oder drei Kilometer entfernt könnte man es schwimmend erreichen, doch viele Geschichten hat es von Menschen, die Ähnliches versuchten, und keiner lebt mehr,
²³⁰ denn die Strömung ist bösartig, wie vieles hier.

Am nächsten Tag stehe ich wieder am Hafen und sehe in das von Fähren freie Meer. Ich beginne logisch zu denken. Nachdem ich ausgezeichnet logisch gedacht habe, komme ich zu
²³⁵ keinem Ergebnis. Ich kann nur warten. Dass die Fähre wieder fährt, ein Flugzeug kommt oder Freunde nach mir suchen. Nur habe ich keine Freunde. Ich gehe zurück in meine Unterkunft und richte mich ein. Ein paar Blumen wären
²⁴⁰ schön, Blumen gibt es nicht, ich stelle den Computer auf den Balkon, Balkon gibt es nicht, zwei Meter vor mir beginnt das Meer, unter meinem Fenster sitzen die, die immer da sitzen. Ich ken-

ne jetzt, am dritten Tag, bereits alle im Ort, die
²⁴⁵ auch alle miteinander verwandt sind. Den Bäcker (ein böser Mann, er will der König der Insel werden), den Debilen, die Frau aus dem Supermarkt, und auch die Langzeittouristen kenne ich. Zwei deutsche Herren, die mit ihrem Boot hier ge-
²⁵⁰ strandet sind und jetzt ein Jahr bleiben müssen, um es zu reparieren. Die zwei deutschen Frauen, die kommen, weil sie hier glücklich sind, weil sie den Tag versonnen können, alle kenne ich, es ist auch warm geworden.

Jeden Tag zu den Fährabfahrzeiten (8 und 16
Uhr) sitze ich auf der Mauer vor der Hafenkneipe, trinke Kaffee, warte ohne zu warten auf mein Schiff, es ist aber nur noch eine Gewohnheit, der
kein Gefühl innewohnt. Die Tage fließen ineinander,
²⁵⁵ bestehen aus Licht, aus guter Luft, aus Milchkaffee, aus greller Sonne, aus Silberblau bis spät in die Nacht, aus körperwarmer Tempera-
²⁶⁰ tur. Jeden Fleck der Insel kenne ich schon, von jeder Position aus sieht die Welt, die die Insel ist,
²⁶⁵ anders aus, ich kann mir die Farben der Steine anschauen, tausendmal grau, den Kopf schiefgelegt, um die Sichtweise wieder und wieder zu verändern, sind Steine Gott? Laufe ich auf der
Insel, sehe ich keine Menschen, rede gut mit mir,
²⁷⁰ und fast ist es Aufregung, nach Caleta del Sebo zu gehen, was wahrscheinlich so viel heißt wie Ort ohne Rückkehr. Dort erscheint es mir hektisch, die Menschen, die in der Sonne sitzen, die einlaufenden Fischerboote, sind mir beinahe zu
²⁷⁵ viel Aufregung. Manchmal, auch aus Gewohnheit, frage ich nach der Fähre, und die Menschen sehen durch mich, als gäbe es mich nicht, vielleicht stimmt das auch.

Was würden Sie auf eine einsame Insel mitnehmen? Früher hätte ich gesagt 10.000 Bücher,
²⁸⁰ einen Fernseher, ein paar hübsche Weiber. Ich will nichts davon. Das Schweigen habe ich mir so schnell angewöhnt, dass ich nicht mehr weiß, wie es ist, zu reden. Manchmal denke ich an die
²⁸⁵ Stadt, zu Hause ist nur noch ein Wort, das Angst macht. Wie überquert man befahrene Straßen und was ist wirklich unter dem Asphalt versteckt? Zu Hause bin ich hier. Das Gehirn auf Diät gesetzt, schrumpft, gibt sich mit wenig
²⁹⁰ zufrieden. Ein Gedanke am Tag genügt, mich zu beschäftigen. Über Liebe denke ich Wochen, über den Tod, Erfolg und Reichtum. Kann einen Tag lang am Meer sitzen und auf fliegende Fische warten. Kann über das Meer denken. Wen

295 interessiert am Ende meines Lebens, wie ich es
rumgebracht habe. 140 Tausend sterben täglich,
da kann man sich nicht um jeden kümmern.
Jeden, der einen Traum hatte und als Mensch
erwacht ist. Wahrscheinlich kommt es am
300 Schluss nur auf fliegende Fische an. Es sind ein
paar Wochen vergangen. Glaube ich. Ich bin aus
der Pension ausgezogen, um das wenige Geld,
das ich noch habe, nicht zu verschwenden. Man
kann sehr hübsch in einer der Höhlen wohnen,
305 die es hier hat, eine Decke habe ich aus der
Pension mitgenommen. Der Computer läuft noch
über Batterie, ich schreibe nur dieses Tagebuch,
alles andere interessiert mich nicht mehr.
Schreiben tut man, wenn man krank ist und eitel,
310 keiner will hier etwas von mir lesen, ich habe
überhaupt noch niemanden hier lesen sehen.
Manchmal stehe ich mit meinem Computer vor
einem der Leutchen in der Kneipe, um eine
besonders gelungene Passage vorzulesen. Aber
315 es will keiner wissen. Sie schauen mich sehr
merkwürdig an, wenn ich da so stehe, mit mei-
nem Computer.

Trinkwasser zapfe ich im öffentlichen Toiletten-
haus. Der Tag vergeht sehr schnell, mit Wande-
320 rungen, Feuer machen, Wasser kochen, wa-
schen. Meine Haut ist von der Sonne und dem
Salzwasser stark plissiert, aber wen interessiert
Haut. So langsam bin ich geworden, dass es
mich anstrengt, Luft zu holen, wegen der Ge-
325 schwindigkeit, die dafür notwendig ist. Gehe ich
in den Ort, nehmen mich die Menschen auf eine
neue, fast familiäre Art nicht wahr. Sie brauchen
viel Zeit, Neues zuzulassen. Es sollte mal eine
Brücke gebaut werden von Lanzarote nach La
330 Graciosa, und großer Streit kam über die Insel-
familie. Die Jugend freute sich und die Alten
wehrten sich, sie lehnen alles ab, das ihre Ruhe
stören könnte, und eine Brücke, das heißt Ta-
gestouristen, Drogenabhängige, Aids. Die Jungen
335 haben verloren, die wenigen Jungen, die zu jung
zum Weggehen sind.

Ich werde geduldet, wie ein Tier sitze ich in den
Ecken und sehe mir ihr Leben an, frage mich, ob
es besser ist oder schlechter oder egal. Abends
340 kommen die Männer vom Meer zurück mit Fi-
schen, sie hocken in der Kneipe, machen Män-
nerwitze nach einem harten Tag, gehen später
heim, essen und wohnen ihren Frauen bei. Die
haben den Tag in Ruhe verbracht, Ordnung
345 geschaffen, mit den Kindern gespielt, die hier

wachsen, ohne dass etwas stören würde. Wenn
die Männer aus der Kneipe heimkehren, gehe ich
auch zu Bett, gehe den immer gleichen Weg, an
den beiden Vulkanen vorüber, in meine Höhle,
350 wo ich liege, in der Nacht, die so schwarz sein
kann, dass Sterne blenden, höre dem Lärm des
Meeres zu, und schlafe früh ein.

Ab und zu kann ich etwas helfen, im Ort, auf
Kinder aufpassen, Kisten tragen, und bekomme
355 Essen dafür. Ich bin ein Teil der Insel geworden,
wie die Menschen, die hier leben und die ich alle
kenne, die nicht unfreundlich sind, sondern ge-
worden wie ihre Umgebung. Jeden Nachmittag
sitze ich auf der Mauer vor Benitos Kneipe am
360 Hafen, es ist meine Uhr geworden, meine Auf-
teilung des Tages, dort zu sitzen einmal am
Morgen, einmal wenn bald der Abend kommen
wird, schaue aufs Meer, einmal morgens, einmal
abends.

365 Bis eines Tages. Durch den Dunst des Morgens
naht ein Boot. Mein Herz schlägt schneller. Das
Boot kommt näher, fährt durch die enge Hafenein-
fahrt, ich sitze starr. Wage mich nicht zu
bewegen, wage nicht, nichts, ein Boot, nach
370 Hause.

Eine große Aufgeregtheit in mir, eine Freude,
Glück, mein Atem beruhigt sich, ich schaue dem
Schiff hinterher, es wird kleiner, verschwindet.
Dann drehe ich mich um. Die Bewohner der Insel
375 stehen da, wie eine Wand stehen sie, sehen
mich an.

Ich glaube ein kleines Nicken wahrzunehmen.
Dann wenden sie sich wieder sich zu.

Kirsten Fuchs

Eine Frau spürt sowas nicht, 2012

Sind Männer wie Dielen?

Es war an einem Frühlingsabend, der sanft und geheimnisvoll ein Licht aus Zärtlichkeit über die Alleen von Berlin hätte streicheln können, ein
5 Busseln in den Straßencafés, ein Balzen aller Lebewesen, das Blühen der Bäume nur für dich, ein Singen der ewigen Befruchtung, als zufällig achtzig Prozent der Frauen in Berlin prämenstruale Zicken bekamen und darum mit der besten
10 Freundin saufen gingen. Auf der Straße war kein Mann. Sie saßen verängstigt zu Hause, und zwischen den Bürgersteigen sirrte der unbefriedigte Hass trockener Frauen mittleren Alters.

Doreen ging mit Jana was trinken. Erst hatten sie
15 überlegt, ob sie mal was anderes machen sollten, als in der Kneipe zu sitzen: Kino, tanzen, einfach was anderes, aber sie waren doch wieder was trinken gegangen.

Dann überlegten sie, ob sie mal was anderes
20 trinken sollten als Bier: Wein, Cocktails, dann hatten sie Bier bestellt. Beim ersten Bier sprachen sie noch über dies und das und jenes, beim zweiten über das und jenes und dies, und beim dritten blieben sie bei jenes hängen: erst Männer
25 allgemein, dann Männer im Speziellen. Sie hatten das Thema umzingelt, eingekreist, sich ran-gepirscht. Jetzt waren sie da, und da blieben sie auch die nächsten Biere. Beide schilderten ausführlich, wie unfähig ihre aktuellen Bettgefährten
30 wären, sich zu binden, ohne dabei zu denken, es ginge um das Verbinden der riesengroßen Wunde Freiheit, die blutete und blutete, weshalb es besser wäre, den Verband immer mal zu wechseln. Dabei ist jeder Verband nur wieder ein
35 Verband, fanden Doreen und Jana, beide Krankenschwestern, die verstanden was von Verbänden. Es fing doch immer gleich an, entwickelte sich gleich und endete gleich: Landete man nicht immer wieder besoffen mit einer Freundin bei
40 diesem Gespräch, ach, am Anfang war alles so und so, und dann verschwand das eine so und das andere so, und zurück blieb die Sprachlosigkeit? Sie belegten ihre Anschuldigungen den Männern gegenüber mit demütigenden Ge-
45 schichten, akribischen Beweisen, und Hunderten von Belegen dafür, wie unsensibel und unaufmerksam die beiden Stiesel seien, denen sie so

großzügig ihr Herz geschenkt hatten. Ach, ach, Prost.

50 »Weißt du«, sagte Doreen zu Jana, »weißt du, mir geht es auf den Keks, dass ich den Mann beziehungsfähig mache, und dann profitiert davon eine andere Frau. Das ist doch unfair.«

So sagte es Doreen, »beziehungsfähig machen«,
55 wie man ein Auto flott macht, ein Fahrrad repariert, einen Keller entrümpelt oder einen Hund dressiert. Und sie fragten sich, warum sie sich die Mühe machen sollten, den Hund zu dressieren, dass er Sitz macht, dass er Fick macht, dass
60 er Romantik macht, wenn der Hund dann wegläuft? Der HUND!!

»Was ich schon alles investiert habe!«, stimmte Jana Doreen zu. »Ich habe so viel gegeben, und das nimmt er alles mit. Er ist mit der Zeit richtig
65 gut geworden im Bett. Er hat sich gemerkt, dass es wichtig ist, zu wissen, wann wir Jahrestag haben, und dass er ein schlechtes Gewissen zu haben hat, wenn er ihn vergessen hat. Und es ist gut, wenn er ihn vergisst, dann bekomme ich ein
70 viel größeres Geschenk.«

Sie kicherten.

»Investieren« sagte Jana, wie in eine Aktie, ein Geschäft, eine Firma, die ohnehin wieder Konkurs anmeldet. Und dann nimmt der Hund, das
75 Auto, das Fahrrad, der Keller die Firma, die Konkursmasse mit, und es kommt einer völlig fremden Frau zugute.

»Wie unfair!«, sagten Jana und Doreen

»Wie unsinnig!«

80 »Wir müssen dann wieder von vorne anfangen mit dem Nächsten, gerade, wenn der Alte fast fertig ist.«

Ja, ja, Prost.

»Weißt du!«, sagte Jana zu Doreen. »Vielleicht
85 machen gerade andere Frauen dieselbe Arbeit für uns. Jetzt gerade im Moment formen sie unsere zukünftigen perfekten Männer, mit denen wir uns, so wie sie momentan noch sind, nur herumärgern müssten. Sie werden für uns fertig-
90 gestellt, und wir treffen sie erst, wenn sie aus fremder Frauenhand handzahn weglaufen, direkt

zu uns.«

Doreen war begeistert. »Das ist ja wie ein Ringtausch, bei dem wir uns alle ununterbrochen
95 verbessern. Es kann nur besser werden. Das ist, wie wenn man die Dielen in einer Wohnung abschleift und dann auszieht. Dann hat ein neuer Mieter schöne Dielen.«

100 Jana sagte, dass sie schon dreimal Dielen abgeschliffen habe, sie wäre jetzt langsam dran, dass sie in eine Wohnung zieht, wo das schon erledigt ist.

»Und woran merken wir, ob der Mann schon eine abgeschliffene Diele ist?«, fragte Doreen.

105 Tja, tja, Prost.

Ihre Idee ging nicht ganz auf. Manchmal lackieren Menschen schon geschliffene Dielen wieder farbig, oder sie kleben Teppich darauf. Das hieß, andere Frauen verkorksten gleichzeitig auch ihre
110 zukünftigen Männer. An den Tischen ringsum summten die Trennungen in die Frühlingsstadt, in der in den nächsten Wochen die alte Leier ausgepackt werden würde, um ein schmalziges Lied darauf zu lügen. Die Frauen hockten hässlich in ihrem eigenen Geschlecht. Es machte
115 keinen Sinn, die Haare um den Finger zu wickeln, die Lippen zu befeuchten, die Augenbrauen zu heben. Nur Frauen unter Frauen, und der Kellner war schwul. Der Frust soff mit, die Enttäuschung schluckte. Es würde lange, quälende Telefongespräche geben in dieser Nacht.

»Lass uns morgen darüber reden, du bist ja besoffen!«, würden die Herren versuchen, das Gezeter aus dem Ohr zu bekommen.

125 Jana und Doreen seufzten schwer.

Darum hier jetzt der Aufruf an alle Frauen: Verlasst eure Männer, wie ihr sie vorfinden wollt. Dasselbe gilt für öffentliche Toiletten und Dielen.

130 **Schatz und Liebchen**

Schatz und Liebchen waren seit fünf Wochen Schatz und Liebchen. Davor waren sie zwei einzelne traurige Mehrzeller mit Körperbehaarung an unterschiedlichen Stellen, aber auch an
135 den gleichen Stellen. Nur Namen, nur Gestalten. Sie waren nur nahrungsaufnehmende Münder, die sagten: »Halloundsonstso? Najaokaytschau.« Dann hatten sie begonnen, ihre Münder aufei-

140 nanderzupressen, als ob das etwas besser machen würde, und es machte alles besser.

Jetzt waren sie schwingende, summende, schnurrende Mehrzeller, die sich ihre Körperbehaarungen gegenseitig zeigten und darin ihr Glück suchten und fanden. Sie rieben sich aneinander, bis kleine Röllchen abgerubbelter alter
145 Haut entstanden, die zu Boden schwebten wie Rosenblätter, die das Bett umzogen wie ein Bannkreis, den man nicht verlassen will. Also blieben sie eben im Bett.

150 Vorher waren sie nur zwei Wohnungsbewohner zweier Wohnungen gewesen, die ihr Telefon brauchen, um bei der Welt draußen anzurufen und dann zu sagen: »Halloundsonstso? Najaokaytschau.«

155 Aber jetzt waren sie Schatz und Liebchen. Sie wohnten in sich selbst: Schatz in Liebchen und Liebchen in Schatz, und weil das so schön war, wohnten sie auch in sich selbst viel lieber: Schatz in Schatz und Liebchen in Liebchen. Sie putzten die Fenster, die vorher nur starrende Augen waren, und die Scheiben blitzten, funkelteten und strahlten. Sie standen hinter den Fenstern und winkten sich zu mit selbst gebastelten Winkelementen aus rosa Velourpapier. Der ganze real existierende Kitsch der Liebe regnete auf
160 sie herab und ließ die ranken und schlanken Klettertriebe der Gefühle der Menschen in der modernen Zeit der Schnelllebigkeit wachsen.

Ihre Münder sagten nicht mehr nur: »Halloundsonstso? Najaokaytschau.« Sie sagten sich ganze Schlagertexte, ohne sich zu schämen. Schatz sagte: »Ich schenke dir den Himmel über Marzahn«, und Liebchen erstrahlte einen Stern. Liebchen sagte, sie schenke Schatz dafür das Herz, das nur für Schatz gewachsen sei, und Schatz erstrahlte ebenfalls einen Stern. Es wurde hell im Zimmer. Schatz sagte: »Mit dir ist mir die Rechtschreibung egal, ich schreibe wunderbar groß«, und Liebchen erstrahlte ganze Sternbilder
175 neu, das große Wagen, der kleine Muschibär und nie wieder Jungfrau. Schatz sagte in Liebchens Ohr, dass Liebchen die Sommerliebe bis ans Ende des Lebens wäre und ab jetzt sowieso immer Sommer. Liebchen erstrahlte eine ganze
180 Milchstraße.

Die Spinnen in den Zimmerecken mussten kotzen von so viel Geseier. Sie erhängten sich freiwillig in ihren Netzen. Die Fliegen im Schlafzim-

mer konnten es nicht mehr ertragen und schlugen ihre Köpfe gegen die Fensterscheiben. Dann fanden sie einen Ausgang und flüchteten zu den Nachbarn Olle und Arschloch, die stumm monoton ihre Hände um den Hals des anderen legten, aber zu träge waren, dem Ganzen ein würdevolles Ende zu bereiten. Die Fliegen ließen sich in diesem Gestank nieder und warteten das dramatische Ende ab, welches für sie ein Festmahl werden würde.

Am schlimmsten von allen Insekten traf es aber die Mücken, die von Schatz' und Liebchens Blut getrunken hatten. Einige der Liebesblutvollgesoffenen Mücken taumelten hinaus in die Berliner Nacht, wo sie in wahnwitziger Selbstüberschätzung versuchten, türkische Gangs zu verprügeln, Autos zu stechen, Mülltonnen umzuschubsen und Banken auszurauben. Sie starben schnell und sehr glücklich.

Auch die Freunde von Schatz und Liebchen litten. Jeder dieser Freunde hatte vorher behauptet, er wolle nichts anderes für die beiden, als dass sie wieder glücklich seien. Jetzt, wo sie es waren, waren sie widerwärtig glücklich, ekel-erregend. Drei Menschen starben beim Zukucken, wie Schatz und Liebchen sich anschielten, zwei Menschen wurden blind, vier Paare trennten sich, weil sie so nie werden wollten.

Schatz und Liebchen hatten, außer sich selbst, allen nur Kummer und Leid gebracht, aber davon nicht einmal etwas mitbekommen, weil sie Schwäne im Ohr hatten, Tauben, Rosen, Kerzen, Kondome.

Dann kam der schreckliche Tag, an dem Schatz und Liebchen sich für zwei Tage trennen mussten. Weh und Ach, Wei und Oh! Welch gemeiner Schachzug des Lebens riss die beiden, die doch weiße Königin und weißer König waren, so derb auseinander? Was für eine Grausamkeit des Lebens tat ihnen so etwas an? Die Tante von Liebchen war verstorben, sodass das Wochenende darauf die Beisetzung sein sollte. Am Wochenende! Wo Schatz und Liebchen zusammen so wichtige Dinge zu erledigen hatten: Leberflecken zählen und Geschichten erzählen z.B. Aber nein, die Tante starb, und Schatz und Liebchen mussten ihre Finger einanderflechten, obwohl ihr Gefühl ihnen sagte, dass ihre Finger auch seine Finger waren und seine Finger auch ihre und seine Hände ihre Hände und ihre Hände

seine Hände – dass ihre Hände eben ihre Hände waren. Sie entwirrten ihre Arme, sie verringerten den Unterdruck ihrer angesaugten Münder, die so fest verbunden waren wie die Magdeburger Halbkugeln, die keine zehn Pferde auseinanderbekamen. Sie mussten sich Kleidung anziehen, Kleidung, die ihre Körper voneinander trennten, was sich so unnatürlich anfühlte, wie eine Mauer durch ein Land zu bauen.

Liebchen packte den Koffer, und Schatz schaute weinend zu. »Ich nehm dich einfach mit!«, sagte Liebchen und zerrte Schatz in den Koffer. Sie kopulierten mit klammernden Körpern den kakerlakfarbenen Koffer kaputt. Und das sollte nun zwei Tage nicht möglich sein! Sie weinten New Orleans' Straßen landunter.

Dann standen sie an der Tür, zwischen ihnen die Türschwelle. Sie wussten ihre Saugnapfugen nicht zu lösen. Es schmerzte, etwas anderes anzusehen als ihre Augen, ihre Augen waren ihre Augen, seine ihre, und ihre seine, ihre ihre.

Liebchen wandte sich ab und floss die Stufen hinab, floss aus dem Haus, durch den Park, und tränenblind sah Liebchen Schatz auf dem Fahrrad. Er war ihr hinterhergefahren. Schatz sprang vom Rad, das Rad fiel um. Einen letzten Kuss! Einen letzten halbstündigen Kuss!

Dann schleppte sich Liebchen in die U-Bahn, und an jeder Station stand Schatz, pochenden Herzens vom Fahrradfahren, Fahrrad am Bahnhof anschließen, Rolltreppe herunterrennen, Liebchens Gesicht suchen. »Schatz!«, schrie Liebchen. Ein letzter Kuss, zersägt von der U-Bahntür. Lalülala, sang das Signal zum Türenschließen das traurige Lied.

Schatz stand auf dem Fernbahnhof mit Rosen. Ein letzter Kuss. Der Zug fuhr über X, X, X, X, X und X. In X stand weinend Schatz mit Rosen, und in X stand weinend Schatz mit Rosen, und in X stand weinend Schatz mit Rosen, und in X stand weinend Schatz mit Tulpen – Schatz war immer für eine Überraschung gut. Letzte Küsse. Mit sehr, sehr, sehr vielen Blumen stieg Liebchen am Zielbahnhof aus, wo Schatz mit noch mehr Blumen stand. Es war so schwer, Abschied zu nehmen. Schatz war schweißgebadet vom Radfahren, Liebchen tränenüberströmt vor Sehnsucht. Was hatte ihr Schatz gefehlt zwischen X und X!

Liebchen weinte die ganze Beerdigung durch,

ließ alle Blumen von Schatz am Grab der Tante
290 zurück, weil sie es nicht ertrug, durch die Blumen
an Schatz erinnert zu werden, der so weit ent-
fernt war. Schatz stand beim Leichenschmaus
hinter der Restaurantscheibe und schaute Lieb-
chen an. Liebchen bekam keinen Bissen herun-
295 ter.

»Ich muss heute abreisen, ich ertrage es nicht«,
beschloss Liebchen und eilte zum Bahnhof, wo
Schatz mit Rosen stand und fragte, ob er sie in
Berlin vom Bahnhof abholen solle.

300 »Oh bitte, je früher das alles aufhört, umso bes-
ser!«, hauchte Liebchen und stieg in den Zug,
schaute aus dem Fenster, wie Schatz auf einem
Feldweg radelte, als wäre der Teufel hinter ihm
her.

305 In X fragte Schatz, ob er Liebchen mit Blumen
abholen solle, als Überraschung.

»Ja!«, hauchte Liebchen. »Aber überrasch mich
doch mal und bringe keine mit.«

In X stand Schatz mit Blumen auf dem Bahnhof.

310 »Nein!«, hauchte Liebchen. »Ich will nur dich.
Keine Blumen mehr.«

Schatz stand in Berlin am Bahnhof und hatte als
Entschuldigung, dass er Liebchen immerzu Blu-
men geschenkt hatte, Blumen dabei.

315

Nach der Trennung

1. Tag

Ich schneide mir die Pulsadern auf, und dann
schlage ich im Erste-Hilfe-Buch nach, wie ein
320 Druckverband geht, und dann mache ich das Bad
sauber. Ich telefoniere mit einer Freundin, die
sagt, ich solle froh sein, ihn loszuwerden, er
wäre ein Muttersöhnchen. Ich finde das nicht. Er
ist ja schon erwachsen. Er ist ein Muttersohn.

325 2. Tag

Ich habe mich getrennt. Von meinen Haaren. Ich
denke über ihn, dass er mein Müll ist. Ich trenne
ihn. Er ist aber auch mein Tee, ich lasse ihn
ziehen. Er ist einfach ein Pups, ich lasse ihn
330 fahren. Ich bin ich und lasse mich gehen. Ich
schminke mich nicht mehr. Das heult sich so-
wieso ständig weg.

3. Tag

Ich will was unglaublich Dummes machen. Ich
335 sehe fern. Wieder ein Tag weggelitten.

4. Tag

Ich schneide mir die Pulsadern auf und weiß ja
inzwischen, wie ein Druckverband geht. Diesmal
habe ich es in der Küche gemacht, weil ich die
340 eh mal putzen musste. Nächstes Mal mache ich
es in der Stube.

5. Tag

Mein Herz tut weh. Ich esse Bratwurst mit
Auakraut. Ich spreche auf meinen AB, dass ich
345 nicht ansprechbar bin und nicht zurückrufe, aber
es ruft sowieso keiner an. Das finde ich schlimm.
Ich gehe zu einer Telefonzelle und rufe mich an.
Ich bin nicht zu Hause. Mein AB sagt, ich bin
nicht ansprechbar. Ich lege deshalb auf. Zu Hau-
350 se habe ich ein Tuten auf dem AB. Das macht
mich irre. Wer hat mich nur angerufen? Hat er
angerufen? Ich rufe ihn an und frage, ob er mich
angerufen hat. Er sagt nein. Ich sage tschüss und
lege auf. Ich bin mächtig stolz auf mich.

355 6. Tag

Ich mache mir vorher einen Druckverband und
schneide mir dann erst die Pulsadern auf. Das
find ich clever. Dann habe ich keinen Grund,
meine Stube zu putzen, und darum mache ich es
360 nicht.

7. Tag

Eine Woche schon. Andere Frauen mussten
jahrelang auf ihre Männer warten, wenn die im
Krieg waren. Aber die wurden wenigstens ge-
365 liebt. Ich möchte lieber, dass mein Mann im
Krieg ist und mir liebe Briefe schreibt. Ich ohrfei-
ge mich für diese Gedanken, bis ich knallrote
Wangen habe. Ich treffe mich mit einer Freundin,
die sagt, ich sähe gut aus, weil ich nicht so blass
370 bin wie sonst.

8. Tag

Meine Mutter sagt, er war sowieso nicht ihr
Traumschwiegersohn. Ich weiß nicht, ob ich das
wichtig finde. Ich habe wieder das dringende
375 Bedürfnis, was Dummes zu machen. Ich schneide
mir einen Arm ab. In der Stube. Als ich mir einen
Druckverband machen will, merke ich, wie
schwer das mit einer Hand ist. Fast wäre ich
verblutet. Außerdem habe ich noch meine Tage.
380 Die Stube putze ich mit links. Abends spiele ich
einarmiger Bandit und klaue Rosen aus dem

Stadtpark. An den Dornen pieke ich mich. So ist die Liebe, jaja.

9. Tag

³⁸⁵ Ich kann Smileys weinen. Wenn ich im Bett auf dem Bauch liege und heule, entstehen zwei nasse Flecken, und weil ich sabber, entsteht unter den runden Flecken noch ein länglicher Fleck. Der grinst mich an. Jetzt liege ich nicht ³⁹⁰ mehr allein im Bett. Mein neuer Freund trocknet ständig weg, und ich muss ihn erneuern. Dazu denke ich mir Geschichten aus, warum ich traurig bin. Ich denke, dass ich wieder mit dem Mann zusammenkomme und er dann qualvoll stirbt. ³⁹⁵ Davon muss ich nicht heulen. Davon bekomme ich richtig gute Laune.

10. Tag

Ich höre mit dem Rauchen auf und fange wieder an, höre wieder auf und fange wieder an. Dann ⁴⁰⁰ schneide ich mir die Pulsadern auf, aber nur an dem abgetrennten Arm. Das tut nicht weh und blutet auch nicht.

11. Tag

Ich kann sein Profil aufs Kissen heulen. Na gut, ⁴⁰⁵ ich habe vorher Zwiebeln geschnitten, weil ich gar nicht heulen musste, aber ich fand die Idee so toll. Dann habe ich es fotografiert und ihm geschickt. Dann habe ich ein brennendes Streichholz in den Briefkasten geworfen.

⁴¹⁰ 12. Tag

Ich schneide mir ein Bein ab, aber nur auf einem Foto. Da brauche ich keinen Druckverband machen. Ich hüpfte in der Stube herum, um es authentischer zu machen. Es ist aber autistisch. ⁴¹⁵ Nach einer Stunde habe ich keine Lust mehr. Nach Heulen ist mir auch nicht. Was mach ich bloß?

13. Tag

Kann wieder heulen. Kneife mich dafür in den ⁴²⁰ Oberschenkel. Kann aus blauen Flecken sein Profil machen. Es ist gerade ein Straßenfest in der Nähe, und ich stelle mich mit einem Stand neben die Zuckerwatte und biete Kneiftattoos an. Ich kann Katzen und Käfer. Die Kinder verstehen mich. Sie weinen auch. ⁴²⁵

14. Tag

Ich gehe nur noch da essen, wo es ungesalzenes Bioessen gibt. Drauf geheult ist halb gewürzt.

Außerdem mag ich nicht noch einmal den ⁴³⁰ Spruch hören, dass der Koch verliebt ist, wenn das Essen zu salzig schmeckt.

15. Tag

Ich will was verbrennen von ihm. Da er mir keine Briefe geschrieben hat, angel ich die Briefe der ⁴³⁵ Nachbarn aus den Briefkästen und verbrenne die. Dann gehe ich zur Post und lege da Feuer. Ich werde verhaftet, und endlich kann ich mich mal richtig ausquatschen. Die Polizisten hören mir stundenlang zu, sie schreiben sogar mit. Ich ⁴⁴⁰ habe doch gewusst, dass das keine Null-acht-fuffzehn-Trennung ist, sondern eine ganz besonders schlimme. Sie machen betretene Gesichter und finden, dass ich ganz schön verwirrt bin. Wieder zu Hause, fällt mir ein, dass er mir zehn ⁴⁴⁵ Euro geborgt hat. Ich verbrenne einen Zehn-Euro-Schein. Da ich nicht weiß, ob es genau der Schein war, gehe ich zur Bank und hebe immer wieder zehn Euro ab, bis das Konto leer ist. Danach mache ich ein Feuerchen zu Hause.

⁴⁵⁰ 16. Tag

Ich will Fotos von ihm bemalen, mit Schnurrbart und Zahnücke. Er hat aber schon beides in echt. Richtig schön ist er ja nicht. Ich kaufe fleischfarbenes Tippex und übermale seinen Schnurrbart. ⁴⁵⁵ Sieht auch nicht besser aus.

17. Tag

In meinem Horoskop steht, dass es mir gut geht. Okay!

Karen Duve

Die Miami Dream Men Show, Keine Ahnung, 2000

Der erste war Jeff. Er war ungefähr zwei Meter groß mit genügend Schulterbreite, um die Frauen in der Reihe vor uns in spitze Begeisterungsschreie ausbrechen zu lassen. Jeff trug eine weiße Hose und ein Matrosenkäppi, wie Tick, Trick und Track eines aufhaben, und er streichelte selbstverliebt über die Gehwegplatten – große Muskulatur seiner rasierten Brust. Auf der Bühne stand ein Badezuber aus Holz, der wie die untere Hälfte von einem Weifaß aussah. Über dem Rand hing ein weißes Handtuch und an einem Nagel im Holz ein Rückenschrubber. Trockeneis-Nebel wälzten sich aus dem Badezuber auf den Boden und krochen Jeff um die Fußgelenke. Aus den Lautsprechern quoll ein schwüles Lied im Rhythmus einer Galeerenpauke. Jeff fing an, sich in diesem Rhythmus zu winden, und die Frauen in der Reihe vor uns heulten kehlig auf und klatschten mit. Weil sie aber die einzigen blieben, die klatschten, hörten sie auch gleich wieder auf. Tanzend öffnete Jeff den Reißverschluß seiner Hose, der sich nicht dort befand, wo er hingehörte, sondern an einer völlig albern Stelle, nämlich an der Seite. Der Reißverschluß begann am unteren Ende des rechten Hosenbeins und ließ sich bis zur Hälfte aufziehen. Dann machte Jeff mit dem linken Hosenbein, in das ein weiterer Reißverschluß eingenäht war, das gleiche und riß sich die Hose zwischen den Beinen hindurch vom Körper, warf sie hinter sich. Darunter hatte er weiße Boxershorts an. Bevor er sich weiter auszog, wickelte Jeff das große, weite Badelaken um seine Hüften. Erst dann fielen die Unterhosen. Es gab ein paar Pfiffe und Buhrufe. Unbeeindruckt drehte Jeff sich um und ließ ein Stück von seinem Hintern sehen. Dann knotete er das Handtuch wieder fest und sprang mit einem Satz von der Bühne herunter und in den Gang zwischen die Zuschauerreihen. Ich spürte, wie der Drückerfisch neben mir zusammenzuckte. Auch Angela und Karin, die auf der anderen Seite des Drückerfischs saßen, sahen gespannt aus. Karin war die, der wir die Freikarten verdankten.....

"Ich habe Karten für alle", hatte Karin gesagt, als sie morgens in das Büro für die Auszubildenden gekommen war. Wir saßen dort zu sechst: vier Steuerinspektorenanwärterinnen, zwei Steuerin-

spektorenanwärter. Vor wenigen Wochen hatten wir den Unterricht in einer Schule für Steuerrecht und Buchhaltung mit einer Prüfung abgeschlossen und waren auf verschiedene Finanzämter verteilt worden. Das Ergebnis der Prüfung war noch nicht bekannt, d.h. mir war mein Ergebnis doch schon bekannt, weil ich nur leere Blätter abgegeben hatte. Der einzige Grund, warum ich nicht schon längst gekündigt hatte, waren meine Eltern. Sie hatten bisher nicht besonders viele Gelegenheiten gehabt, meinewegen glücklich zu sein, und sie waren geradezu blödsinnig glücklich, als ich Beamtin wurde, selbst wenn es vorläufig bloß auf Widerruf war.

"Ich habe Karten für alle – aber natürlich nicht für die Männer", hatte Karin hinzugefügt und einen kurzen, schadenfrohen Blick auf die beiden traurigen Gestalten in unserem Büro geworfen, auf die die Beziehung männlich im weiteren Sinn zutraf.

"Ihr dürft da sowieso nicht rein." Angela hatte träge hochgeschaut und eine Locke auf ihren Zeigefinger gewickelt und wieder abgewickelt. Sie war die einzige von uns, die das Zeug dazu gehabt hätte, gut auszusehen, wenn sie nur über einen Funken Temperament verfügt hätte.....

"Ja fein, das wird bestimmt lustig", sagte sie ohne jede Betonung und so langsam, als wäre sie gerade aus einer Narkose erwacht. Mir gefiel der Vorschlag auch. Die Männerstripshow interessierte mich, obwohl ich fand, daß ich die Gesichter in diesem Büro bereits einige Male zu oft gesehen hatte, als daß ich mit ihnen auch noch meine Abende verbringen wollte. Ich redete mir gern ein, daß ich eigentlich gar nicht so richtig dazugehörte, weil ich erstens sowieso durch die Prüfung gefallen war und zweitens auf keinen Fall dazugehören wollte. Tatsächlich paßte ich aber ganz hervorragend in dieses Büro; was uns alle einte, war der völlige Mangel an Frische und Lebendigkeit. Die stumpfsten Augen hatte der Drückerfisch.

Der Drückerfisch war eine Sie und hieß so, weil ihr Schädel merkwürdig deformiert aussah – der Kopf eines Neugeborenen nach einer Zangengeburt könnte so aussehen – und weil einer der

beiden Männer aus unserem Büro eines Tages behauptet hatte, die Drückerfische zu Hause in seinem Aquarium hätten genau das gleiche Gesicht. Mir kam es immer so vor, als wäre das
100 Gesicht des Drückerfisches deswegen so verbeult, weil ihr das Leben irgendwann einmal zu fest hineingetreten hatte.

Ihr mißgestalteter Schädel saß auf einem zarten Kinderkörper. Für eine Zwölfjährige wäre dieser
105 Körper passend gewesen. Ihre Kleidungsstücke waren entweder zu klein oder zu groß; eng anliegende Wurstpellen-Pullover und steife Kunstfaser-Röcke, die wie schiefe Dreiecke von ihr abstanden. Und immer trug sie alles in braun.
110 Braune Blusen, braune Röcke, braune Hosen und beige Gesundheitsschuhe.

Sie war die einzige, die Bedenken gegen Karins Einladung hatte. „Ich finde das nicht richtig“, sagte sie mit ihrer quäkenden Stimme, die klang,
115 als wenn sie gerade geheult hätte. „Ich glaube, ich möchte lieber nicht mitkommen. Ihr solltet das auch nicht tun.“ Wir nahmen ihre Bedenken ungefähr so ernst, wie der Bürgermeister von Amity-Ville Chief Brodys Warnungen vor dem
120 Weißen Hai. Allerdings verstand ich nicht, warum Karin sich so darauf versteifte, daß unbedingt alle Frauen mitkommen sollten. Normalerweise versuchte jede von uns, so wenig wie möglich mit dem Drückerfisch zu tun zu haben. Mir wäre
125 es lieber gewesen, wir wären ohne sie gegangen, denn obwohl ich genauso unfreundlich zu ihr war wie die anderen, hängt sie sich ausgerechnet immer an mich. Eines Tages war sie
130 aufgestanden und zu meinem Schreibtisch gekommen. Ich hatte gerade überlegt, ob der Kunstdruck an der gegenüberliegenden Wand eine Kirschbaumplantage darstellen sollte. „Ich habe ein Foto von meinem Freund dabei“, sagte der Drückerfisch, „willst du mal sehen?“ „Nein“,
135 sagte ich. „Da“, sagte sie und hielt mir ein Paßfoto mit einem Knick in der Mitte hin. Mir war noch nie die Idee gekommen, daß der Drückerfisch an so etwas wie Sex und Männer auch nur dachte. Auf dem Paßbild saß ein Mann, der wie
140 ein Hamster aussah, vor einer roten Gardine. Hamster und Drückerfisch. Ich zuckte die Schultern.

Ein paar Tage später kam sie dann an, um mir zu erzählen, daß der Hamstermann sie verlassen
145 hatte. Sie holte wieder das Paßbild raus, das inzwischen einen zweiten Knick hatte, und legte

es auf meinen Tisch. Ich wollte es zur Seite schieben, und dabei fiel es auf den Boden. Der Drückerfisch bückte sich und hob es auf. Als sie
150 wieder hochkam, weinte sie. Ich tat, als würde ich es nicht bemerken. Aber ich wurde sie trotzdem nicht mehr los. Jeff tänzelte an den Sitzreihen entlang, verteilte Küßchen, ob die Zuschauer wollten oder nicht, und näherte sich bedenklich
155 unserer Reihe. Ich saß ganz am Rand, wenn er bis hierhin vorrückte, war ich fällig....

Der Drückerfisch umklammerte die Armlehnen ihres Sitzes mit den Fingern, daß die Knöchel weiß hervorstanden, als wäre keine Haut mehr
160 darüber. Aber im letzten Moment kreischten die Frauen in der Reihe vor uns so laut, daß Jeff auf sie aufmerksam wurde und nicht mich, sondern das Mädchen, daß vor mir saß, an die Hand
165 nahm und mit sich zur Bühne zog. Kaum war das Beutetier von der Herde getrennt, wurde es sofort kleinlaut und sah sich bang nach seinen Freundinnen um. Die schrien und lachten nur noch mehr. Das Mädchen mußte mit Jeff auf die Bühne klettern und in das Holzfaß steigen. Er
170 hielt ihr eine kleine Leiter, und dann stieg er hinter ihr her, wobei er sich noch einmal zum Publikum drehte und uns zuzwickerte, als hätten wir diese Idee gemeinsam ausgeheckt. Das Holzfaß reichte Jeff bis zum Bauch. Von dem Mädchen sah man nicht mehr als von einem Nach-
175 richtensprecher im Fernsehen. Jeff nahm das weiße Handtuch ab und warf es ins Publikum. Er nahm die Hand des Mädchens, führte sie nach unten und machte einige eindeutige Bewegun-
180 gen damit. Dabei lehnte er sich nach hinten und warf den Kopf hin und her. Das Mädchen stand schlaff neben ihm und versuchte ein Gesicht zu machen, als würde sie die ganze Sache lustig
185 finden. Jeff packte ihren Kopf und drückte ihn nach unten. Als sie wieder auftauchte, sahen wir für einen kurzen Moment den Hals einer grünen Flasche in ihrer kleinen Hand, die von Jeffs Hand umklammert wurde. Jeff legte auch noch die
190 andere Hand um den Flaschenhals, schüttelte wie wild und spritzte sich den schäumenden Sekt auf die Brust. Dann zwang er das Mädchen, den Schaum auf seiner Brust zu verreiben, während das Mädchen versuchte, so zu tun, als würde es nicht gezwungen werden.

195 Nach der Badewannen-Nummer kamen zehn Männer, die wie Bauarbeiter ausstaffiert waren – mit gelben Plastikhelmen – und die vor einem

Baugerüst tanzten und sich bis auf sehr knappe Unterhosen auszogen....

200 Nach den Bauarbeitern kam Bud. Sie hatten alle solche Namen – kurz wie Ohrfeigen. Bud zog sich auf einem roten Satinbett aus. Er zog sich gern aus. Das sah man. Dies war es, wofür er sich jeden Tag stundenlang mit Hanteln quälte.
205 Nachdem er sich langwierig auf den schimmern- den Laken gerebelt hatte, stand er auf und kam von der Bühne herunter, um sich ein Opfer zu suchen....

Als Bud sich in meine Richtung bewegte, erstarr-
210 te ich bis in die Fingerspitzen. Dieses Gefühl war mir bekannt. Es war das gleiche Gefühl der An- spannung, das ich jedesmal ausstand, wenn unsere Vorgesetzten im Finanzamt ihre Kontroll- runden bei uns machten und uns gutmütig über
215 die gebeugten Schultern sahen und hin und wieder einen Kommentar abgaben. Ich fürchtete nämlich, daß sie bemerken könnten, daß ich seit 47 Tagen über derselben Steuererklärung saß. Normalerweise schafft ein Finanzbeamter unge-
220 fähr acht Steuererklärungen am Tag, und Anfän- ger, wie wir es waren, schaffen wenigstens eine. Aber ich saß seit 47 Tagen vor den Unterlagen eines Menschen mit Namen Dombrowski und sollte ihn veranlagern und hatte nicht den ge-
225 ringsten Schimmer, wie man so etwas macht. Wenn Dombrowski seine Steuererklärung in Sanskrit abgefaßt hätte, hätte ich auch nicht weniger davon verstanden. Also tat ich den ganzen Tag nichts und hatte fast den ganzen Tag
230 Angst, daß irgend jemand bemerken könnte, daß ich nichts tat.....

Bud wählte mich nicht aus, sondern eine Frau, die viel weiter vorn saß. Sie mußte sich zu ihm auf das Satinbett legen. Er zwang sie, seine
235 Hüften zu streicheln, und dann legte er sich über sie, und dann fiel der Vorhang. Danach kam wieder eine Tanzgruppe. Diesmal waren sie als Chefstewards verkleidet. Chefstewards mit Reiß- verschlüssen in den Hosenbeinen.

240 Nach den Chefstewards kam Hank. Hank fuhr auf einer Harley Davidson auf die Bühne. Es sah aus, als schwebte er auf der wabernden roten Tro- ckeneiswolke herein, begleitet von wabernder, bössartiger Death-Metal-Musik. Er trug eine
245 amerikanische Polizeiuniform – Helm, schwarze Ledersachen und eine verspiegelte Sonnenbrille – und war mit Abstand der Unsympathischste

von allen, die bisher

aufgetreten waren. Er sah aus wie jemand, dem
250 ich sofort meine Brieftasche zuwerfen würde, wenn er mir in einer einsamen Straße entgegen- tritt. Aber die Frauen vor uns schrien gleich wieder stupide auf, als er den Polizeihelm ab-
255 nahm und lange schwarze Locken herausschüt- telte. Hank zog sich auf dem Motorrad aus. Auch seine Hose hatte die praktischen Reißverschlüsse an den Seiten. Die klobigen, schwarzen, mit Metallketten behängten Stiefel und die Leder-
260 bänder, die seine Oberarme einschnürten, be- hielt er an. Sogar seine Unterhose war aus Le- der. Hank schwenkte das rechte Bein über den Motorradlenker, stand auf und kam in gemäßig- ter Primatenhaltung an den Bühnenrand. Ich wünschte, ich wäre nicht mitgekommen. Dies
265 war der Moment der Verzweigung, dies war der Moment, in dem der uneinsichtige, gewissenlose Politiker begreift, daß er doch lieber auf die Wissenschaftler hätte hören sollen, weil Godzilla nämlich schon kurz vor Tokio herumtrampelt und
270 weder mit Flammenwerfern noch mit Panzern aufgehalten werden kann. Das, was ich am al- lerwenigsten wollte, war, von diesem eingölten Schwerekriminellen zu irgendwelchen schlüpfrigen Handlungen gezwungen zu werden und dabei so
275 tun zu müssen, als würde mir das auch noch Spaß bringen. Mein Hirn war so taub und leer, als hätte mir jemand einen Spaten übergezogen. „Ich kann das nicht“, war der einzige Gedanke, der darin hin und her kollerte wie das letzte
280 Markstück, das man aus einem Sparschwein zu schütteln versucht....

Hank beschirmte seine Augen mit einer Hand und sah wie ein Hollywood-Indianer auf uns
285 herunter. Flakscheinwerfer tasteten suchend über die Frauenköpfe, tauchten sie in Licht und entließen sie wieder in schützendes Dunkel. Und dann sprang Hank. Er sprang nicht von der Büh- ne herunter, sondern er sprang geradeaus, lan- dete mit den Stiefeln auf den Sitzlehnen zwi-
290 schen zwei Zuschauerinnen und ruderte kurz mit seinen Armen, um das Gleichgewicht zu halten. Das Kreischen schwoll an wie bei einem Pop- konzert für Teenager. Es war die Sorte krei- schen, die nach Kleinmädchenpisse stinkt. Mit
295 großen Schritten setzte Hank seine Stiefel zwi- schen die Frauenköpfe, trat einfach auf die Sitz- lehnen und kam mit jedem Schritt näher.....

Die Frauen vor uns schrien wieder wie verrückt.

Ich wünschte Ihnen den Tod, denn natürlich
300 lockten sie Hank damit geradewegs hierher. Und
dann schnappten sie beinahe über, weil er wie
der Zorn Gottes vor ihnen aufragte – nicht viel
mehr als einen Meter von mir entfernt – und
versuchte, das Mädchen zu sich hochzuziehen,
305 das schon mit Jeff in der Badewanne gegessen
hatte. Aber es zappelte und strampelte so heftig,
daß Hank in Gefahr geriet abzustürzen. Er ließ
von ihr ab, machte einen weiteren Schritt, und
dann stand er über uns, über den phlegmati-
310 schen Steuerinspektorenanwärterinnen, und griff
nach Angela. Angela war natürlich zu tempera-
mentlos, um sich zu wehren, aber es reichte
doch noch dafür, daß sie sich an Karin festklam-
merte, und Karin klammerte zurück, und Hank
315 mußte zum zweitenmal aufgeben. Die Muskeln
an seinem Unterkiefer traten vor, als er um sich
blickte, welche von uns ein sicheres Opfer abge-
ben würde.

Der Drückerfisch wog bestimmt nicht mehr als
320 vierzig Kilo. Hank hob sie einfach aus ihrem Sitz,
warf sie sich über die Schulter und stapfte mit
ihr über die Sitzreihen zurück zur Bühne. Als
seine Pranken direkt neben mir zugriffen, hätte
ich den Drückerfisch vielleicht festhalten können.
325 Aber das hatte ich nicht getan. Ich war sogar
unwillkürlich zur Seite gerückt.

Ich vermied es, zu Angela und Karin hinüberzu-
sehen. Sie sagten etwas. Ich hörte ihnen nicht
zu. Ich verfolgte das weitere Geschehen auf der
330 Bühne mit der Kälte und Teilnahmslosigkeit eines
Tierfilmers, der aufnimmt, wie ein Rehkitz von
einer Pythonschlange verschlungen wird, und
dabei erklärt, daß er auf keinen Fall eingreifen
darf, weil er dadurch den Kreislauf der Natur
335 stören würde. Das, was auf der Bühne passierte,
war zweifellos auch Natur. Hank schwang sich
wieder auf sein Motorrad und legte den Drücker-
fisch vor sich mit dem Rücken auf den Tank. Er
packte ihre Beine, bog sie auseinander und fuhr
340 sie mit beiden Händen ab. Der Drückerfisch trug
Hosen, und als Hank mit seinen Daumen die
Innenseite ihrer Beine hochglitt, schob er das
eine Hosenbein so weit hoch, daß man ihren
Strumpf sehen konnte. Es war ein Nylonstrumpf,
345 ein Kniestrumpf aus Nylon, und als die Frauen
ihn bemerkten, wurde ihr Kreischen wie split-
terndes Geschirr. Dieser Strumpf war das Er-
bärmlichste und Traurigste, was ich seit langem
gesehen hatte. Er war schuld, daß ich plötzlich

350 anfang zu beten. Ich faltete die Hände. Ich be-
wegte noch nicht einmal die Lippen. Aber in mir
drin betete ich von ganzem Herzen zu Hank und
Jeff und Bud und Joe und Pit und wie sie alle
hießen.

355 „Gnade“, betete ich, „Gnade, ihr Herren, für den
Drückerfisch! Laßt sie gehen! Nur diese eine! Und
nur dieses eine Mal! Tut ihr nichts! Wir wissen
doch längst, daß ihr die Herren seid und mit uns
machen könnt, was ihr wollt, und daß es uns gar
360 nichts nützt, dafür bezahlt zu haben. Aber der
Drückerfisch kann es von allen am schwersten
ertragen.“ Das half natürlich gar nicht. Ich mußte
mit ansehen, wie Hank den Drückerfisch vor
seinen stoßenden Unterleib hielt, wie er sie auf
365 den Boden legte und seine Liegestütze über ihr
absolvierte. Sie lag da wie ein Haufen schmutzi-
ger Wäsche, der kleine, dünne Drückerfisch, der
einfach nur langweilig und häßlich war, der den
Hamstermann liebte und überhaupt nicht mitge-
370 wollt hatte. Schließlich gab Hank ihr einen Kuß
auf die Wange und stellte sie wieder auf die
Füße. Er führte sie noch bis zum Bühnenrand,
packte sie um die Taille und ließ sie hinunter in
den Zuschauerraum. Dann drehte er sich um und
375 ging zu seinem Motorrad. Und wie das unschul-
dige Monster, das nach der Zerstörung einer
Großstadt dem Schauplatz den Rücken kehrt,
fuhr Hank von der Bühne. Ich wartete nicht, bis
der Drückerfisch zurück an ihren Platz gekom-
380 men war oder bis die anschließend auftretende
Gruppe tanzender Kellner anfang, sich auszuzie-
hen. Ich stand auf und ging.

Ich habe nicht mehr erfahren, was aus dem
Drückerfisch geworden ist, denn ich bin am
385 folgenden Tag einfach nicht zur Arbeit gekom-
men und am darauffolgenden Tag auch nicht. Ich
machte meine Eltern unglücklich und kündigte
und ging nur noch einmal in das Finanzamt, als
ich meine Entlassungsurkunde abholen mußte.
390 Das war in einem anderen Büro, in einem ande-
ren Stockwerk, und ich stieg im sechsten Stock
gar nicht erst aus und sagte niemandem auf
Wiedersehen.

Katja Petrowskaja

Vielleicht Esther, 2013

Lasse der Herrgott Dich so viel wissen, wie ich nicht weiß, sagte Babuschka immer wieder. Sie wiederholte den Satz leicht beleidigt, aber auch stolz. Ihr Enkel Marik, mein Vater, war ungewöhnlich belesen. Bis zu seinem neunten Lebensjahr hatte er bereits Hunderte von Büchern verschlungen und stellte den Erwachsenen, wie er dachte, ganz einfache, elementare Fragen. Babuschka wusste meistens keine Antwort. Auch den Ausspruch von Sokrates, Ich weiß, dass ich nichts weiß, kannte sie nicht. Vielleicht wollte sie mit ihrem Satz sich selbst trösten oder ihren klugen Enkel zurechtweisen, denn Babuschka beharrte auf ihrer Devise, die nach einem antiken Aphorismus klang, Lasse der Herrgott Dich so viel wissen, wie ich nicht weiß.

Außer diesem Spruch sind von meiner Urgroßmutter, der Babuschka meines Vaters, nur noch zwei Dinge geblieben: eine Photographie und eine Geschichte.

Als die Familie im August 1941 vor der deutschen Armee aus Kiew floh und mein Großvater Semjon an die Front musste, blieb Babuschka allein zu Hause in der Engelsstraße, einer Straße, die steil auf den Prachtboulevard Krestschatik hinab führte.

Babuschka wurde nicht mitgenommen. Sie konnte sich kaum noch bewegen, und während des ganzen Kriegssommers hatte sie es nicht geschafft, die Treppe hinunter und auf die Straße zu gehen. Sie mitzunehmen, war ausgeschlossen gewesen, sie hätte den Weg nicht durchgehalten.

Die Evakuierung erinnerte an einen Datscha-Ausflug, und Babuschka wurde mit dem Gedanken zurückgelassen, dass sich Alle wiedertreffen würden, wenn der Sommer vorüber wäre. Der Juli forderte den Wechsel, und alle diese Menschen auf der Straße hatten Koffer und Bündel, wie immer im Sommer, nur die Eile und dass es zu viele auf einmal waren, verriet, dass das Geschehen trotz der passenden Jahreszeit und der üblichen Habseligkeiten nichts, aber auch gar nichts mit einem Datscha-Ausflug zu tun hatte.

Ich glaube, sie hieß Esther, sagte mein Vater. Ja, vielleicht Esther. Ich hatte zwei Großmütter, und

eine von ihnen hieß Esther, genau.

Wie, vielleicht! fragte ich empört. Du weißt nicht, wie sie hieß?

Ich habe sie nie bei ihrem Namen genannt, erwiderte mein Vater. Ich sagte Babuschka, und meine Eltern sagten Mutter.

Vielleicht Esther ist in Kiew geblieben. Sie bewegte sich in der plötzlich leer gewordenen Wohnung mit Mühe, das Essen brachten die Nachbarn. Wir dachten, fügte mein Vater hinzu, wir kämen bald zurück, aber wir sind erst nach sieben Jahren zurückgekommen.

Anfangs änderte sich in der Stadt nichts Grundlegendes. Es waren einfach die Deutschen gekommen. Als auch Babuschka der Aufruf Alle Juden der Stadt Kiew müssen sich pünktlich einfinden u.s.w. erreicht hatte, begann sie sofort, sich bereit zu machen. Die Nachbarn versuchten, es ihr auszureden. Gehen Sie nicht! Sie können doch gar nicht laufen!

Die Kontrolle war lückenlos. Die Hausmeister kämten die Adressen durch, die Listen der Einwohner. Damit auf Russisch Alle und auf Deutsch Sämtliche gehen, wurden Schulen, Krankenhäuser, Waisenhäuser und Altersheime durchsucht. Das Erscheinen wurde von deutschen und ukrainischen Patrouillen kontrolliert. Aber im Haus Nummer 11 in der Engelsstraße war der Hausmeister bereit, diese Alte nicht zu melden, sie außer Acht zu lassen, nicht etwa, um sie vor dem Tod zu retten, nein, an den Tod dachte man gar nicht, oder besser gesagt, man dachte nicht bis zum Tod, man dachte das Geschehen nicht wirklich zu Ende, man hinkte den Ereignissen hinterher. Überlegen Sie einfach selbst: Wozu soll eine Greisin sich auf einen Weg begeben, selbst wenn es ins gelobte Land ginge, wenn sie nicht laufen kann. Gehen Sie nicht, sagten die Nachbarn. Sie blieb stur.

Das Stadtzentrum brannte seit ein paar Tagen. Die Explosionen, welche die Stadt in Schrecken versetzten, hörten nicht auf. Häuser gingen in die Luft, mit einer fatalen Regelmäßigkeit. Zuerst das überfüllte Gebäude der Okkupationsverwaltung, dann ein Kino während einer Vorführung, ein Soldaten-Klub und ein Munitionslager. Es nahm kein Ende. Die Häuser wurden von der sich

zurückziehenden sowjetischen Armee vermint
95 und per Funk gesprengt. Nur ein paar Tage und
der Krestschatik lag in Trümmern. Im ganzen
Zentrum loderte Feuer. Die Deutschen, die sich
erst fast friedlich in der Stadt niedergelassen
hatten, wurden zuerst ratlos, dann gerieten sie in
100 Panik und verfielen in Raserei angesichts dieser
damals noch unbekanntem Art des Partisanen-
kriegs. Es schien, dass der Aufruf an Alle und
Sämtliche eine logische Folge war, eine Vergel-
tungsaktion gegen die angeblich Schuldigen, als
105 ob sie nicht von vornherein schuldig gewesen
wären und längst verurteilt, als ob dieser Aufruf
spontan erlassen worden sei, als ob nicht alles in
einer längst festgelegten Reihenfolge in die Tat
umgesetzt werden sollte. Aber davon und auch
110 von dem, was in der Stadt los war, nicht einmal
einen halben Kilometer von ihrem Haus entfernt,
wusste Vielleicht Esther anscheinend nichts.

Selbst die Bäckerei an der Ecke Engelsstraße und
Meringowskaja war, wie die Nachbarn ihr be-
115 richteten, immer geöffnet. Nur drei Stufen tiefer.
Die Explosionen nicht gehört? Den Brandgeruch
nicht gespürt? Das Feuer nicht gesehen?

Wenn Alle, dann Alle, sagte sie sich. Als ob es
eine Ehrensache wäre. Und sie ging hinunter.
120 Alles andere stand still. Wie genau sie hinunter
ging, verschweigt uns die Geschichte. Obwohl,
nein. Die Nachbarn müssen ihr geholfen haben,
wie sonst? Auf der Kreuzung unten machten die
Straßen ihre Biegungen, rundeten sich in der
125 Ferne, und man spürte, dass die Erde sich doch
dreht. Auf der Straße war sie dann allein.

Außer einer Patrouille war in diesem Moment
niemand zu erblicken. Vielleicht waren Alle
schon weg. Zwei flachsblonde, stramme, beina-
130 he elegante Männer flanierten gemächlich und
pflichtbewusst auf der Kreuzung. Hin und her. Es
war hell und öde, wie in einem Traum. Esther
ging zur ihnen und sah: Es war eine deutsche
Patrouille.

Wie viele ukrainische Polizisten am ersten Tag
der Operation in den Straßen Kiews unterwegs
waren, um das Erscheinen Aller zu kontrollieren,
hat niemand berechnet. Auch die Historiker
wissen es nicht genau. Es gab viele Ukrainer,
140 aber vermutlich oder sogar bestimmt näherte
sich Babuschka lieber den Deutschen als den
Ukrainern, denen sie misstraute. Aber hatte sie
eine Wahl?

Sie ging zu ihnen, aber wie lange dauerte dieses
145 ging? Hier folge jeder seinem eigenen Atem.

Ihr ging entwickelte sich wie ein episches Ge-
schehen, nicht nur weil Vielleicht Esther sich wie
die Schildkröte aus den Aporien von Zenon
bewegte, Schritt für Schritt – langsam, aber
150 sicher –, sie war so langsam, dass niemand sie
einholen konnte, und je langsamer sie ging,
desto unmöglicher war es, sie einzuholen, sie
anzuhalten, sie zurückzubringen und erst recht,
sie zu überholen. Nicht einmal der schnellfüßige
155 Achilles hätte das gekonnt.

Sie ging ein paar Meter die Engelsstraße hinun-
ter, eine Straße, die früher Lutheranskaja hieß
und heute wieder so heißt, ja, nach Martin Lu-
ther, eine Straße, an der die schönsten Bäume
160 wuchsen, wo sich seit einem Jahrhundert deut-
sche Geschäftsleute niedergelassen hatten und
wo, eine ganz oben und die andere an der Ecke
Bankowaja, schon im vorletzten Jahrhundert
zwei deutsche Kirchen gebaut worden waren,
165 von denen eine direkt hinter meiner ersten
Schule stand. Vierzig Jahre nach Babuschkas
Gang lief ich jeden Tag an diesen deutschen
Kirchen vorbei.

Zuerst hieß sie Lutheranskaja, dann Engelsstraße
170 – Straße von Engels oder Straße der Engel. Alle,
die nicht wussten, in welchem Reich diese Stra-
ße lag, konnten denken, sie sei tatsächlich den
Engeln gewidmet. Es passte zu dieser Straße, die
175 so unmöglich steil war, so abschüssig, dass sie
jeden Hinabsteigenden beflügelte. Ich war ein
sowjetisches Kind, kannte Friedrich Engels und
erdete meinen Schritt.

Vielleicht spiegelte sich in Vielleicht Esthers
verzögertem Gang ein sprachlicher Irrtum wider.
180 Für die alten Kiewer Juden war Jiddisch immer
noch eine Muttersprache, egal ob sie religiös
waren und die Traditionen achteten oder ob sie
ihren Kindern hinterherstürzten, geradewegs
vorwärts in die helle sowjetische Zukunft. Viele
185 jüdische Alte waren stolz auf ihr Deutsch, und als
die Deutschen kamen, dachten sie möglicher-
weise, trotz all dem was da schon erzählt wurde,
was durch die Luft flog und nicht mehr als Lüge
bezeichnet werden konnte, dass sie, gerade sie,
190 die nächsten Verwandten der Okkupationstrup-
pen seien, ausgestattet mit dem besonderen
Recht derer, für die das Wort alles ist. Den Ge-
ruchten und Berichten, die aus Polen und aus der

zum großen Teil schon besetzten Ukraine nach
195 Kiew drangen, wurde einfach nicht geglaubt. Und
wie hätte man solchen Gerüchten auch glauben
können?

Den Alten – und nicht nur ihnen – war das Jahr
1918 noch in Erinnerung, als nach den militäri-
200 schen Wirren und dem ständigen Drehen des
Machtkarussells die Deutschen in die Stadt ein-
marschiert waren und dafür gesorgt hatten, dass
eine gewisse Ordnung herrschte. Und nun schien
mit den Deutschen plötzlich wieder so eine
205 Ordnung einzuziehen. All diese exakten Anwei-
sungen: Alle Juden der Stadt Kiew und ihrer
Umgebung müssen sich am Montag den 29.
September 1941 um 8 Uhr morgens an der Ecke
Melnikova und Dokhturovska Straße (an den
210 Friedhöfen) einfinden. Deutlich, klar und ver-
ständig: Alle, 8 Uhr und die genaue Adresse.
Und weder die Friedhöfe noch das abwertende
Wort Żyd auf den russischen Plakaten haben sie
beunruhigt. Vielleicht war es die leichte Schat-
215 tierung der polnischen und der west-
ukrainischen Sprache, in der man für Juden kein
anderes Wort hat als Żyd, das im Russischen so
kränkend klingt. Es stand da noch etwas über
Erschießung. Bei Zuwiderhandlung – Erschie-
220 ßung. Bei Entwendung von Gegenständen durch
Juden – Erschießung. Also nur, wenn man sich
nicht an die Regeln hielt.

In der Zeit, in der Babuschka ging, hätten
Schlachten ausbrechen können, und Homer
225 hätte begonnen, die Schiffe aufzuzählen.

Eine der ersten Geschichten, die meine Mutter
mir vorgelesen hat und die sie mir danach, wer
weiß warum, noch mehrmals nacherzählte, als
ob in diesen Wiederholungen eine belehrende
230 Kraft stecke, war die Geschichte von Achilles und
seiner Ferse. Als seine Mutter ihn im Fluss der
Unsterblichkeit badete und ihn dabei an der
Ferse festhielt, sprach meine Mutter mit schmei-
chelnder Stimme, als ob die Geschichte schon zu
235 Ende sei; sie hielt ihn an der Ferse, sagte sie, ich
weiß nicht mehr, war es die linke oder die rechte
– aber vielleicht hat sie das auch gar nicht er-
wähnt, und ich bin es, die sich damit beschäftigt,
ob es die linke war oder die rechte, obwohl es
240 überhaupt keine Rolle spielt.

Der Fluss war kalt, der Säugling schrie nicht, es
war im Schattenreich und Alle glichen den
Schatten, sogar der dicke Säugling sah aus, als

wäre er ausgeschnitten aus Papier. Sie badete
245 ihn im Fluss, erzählte meine Mutter, damit er
unsterblich wurde, aber die Ferse hatte sie ver-
gessen. Ich erinnere mich daran, wie mich an
dieser Stelle die Angst jedes Mal so packte, dass
meine Seele in die Fersen rutschte, wie man auf
250 Russisch sagt, wenn man von Furcht ergriffen
wird, vielleicht ist es sicherer für die Seele, wenn
sie sich in die Fersen zurückzieht und dort bleibt,
bis die Gefahr vorbei ist. In diesem Moment
konnte ich mich nicht mehr bewegen und kaum
255 noch atmen, ich wusste, dass die Ferse, die
Achilles' Mutter hielt, etwas Unabwendbares
verkörperte, etwas Verhängnisvolles. Ich dachte
auch an den bösen Zauberer aus dem Märchen,
Кощей Бессмертный, Koschej der Unsterbliche,
260 der zwar sterblich war, aber sein Tod hockte in
der Nadelspitze, die Nadel im Ei, das Ei in der
Ente, die Ente wohnte auf der Eiche und die
Eiche wuchs auf einer Insel, von der niemand
wusste, wo sie ist. Und hier – eine nackte Ferse!
265 Ich sah den Schatten meiner Mutter an der
Wand, der wie eine Gestalt auf einer Terrakotta-
Amphore aussah, ich dachte an die Mutter von
Achilles, an den schwarzen Styx und an das
dämmerige Schattenreich, dann an unseren brei-
270 ten Fluss, den ich jeden Tag auf dem Weg zur
Schule überquerte, an unser Schattenreich und
wieder an meine Mutter, die die Geschichte vom
schnellfüßigen Achilles unvorstellbar lang erzähl-
te, episch und abschweifend, sie erzählte von
275 Troja, von der Freundschaft mit Patroklos und
vom Zorn. Sie stieß das Wort Zorn mehrmals
aus, und zornig erzählte sie weiter, wie Achilles
wegen seiner Freundschaft mit Patroklos starb,
direkt in die Ferse von einem Pfeil getroffen, den
280 Paris schoss und Apollon leitete. Ich verstand
nicht, warum Apollon, Patron und Beschützer der
Musen, diesen Pfeil an den Ort geleitet hat, wo
in diesem Moment auch meine verängstigte
Seele verweilte.

Und so wurde die Geschichte von Achilles zu
285 meiner eigenen Blöße, zu meinem Schwach-
punkt, denn meine Mutter hat mich in dieser
Geschichte gebadet, im Fluss der Unsterblichkeit,
als ob ich so den Schutz der Unsterblichen hätte
erhalten können, aber meine Ferse hat sie ver-
290 gessen, meine Ferse, wo meine Seele sich,
geplagt von Angst und in Vorahnung eines Ver-
hängnisses, zusammenrollte, und ich begriff,
dass jeder eine Blöße haben muss, die Ferse, die
295 Seele, der Tod, – der einzige Beweis der Un-

sterblichkeit, eigentlich.

Eigentlich waren die Transportmittel entscheidend. Wer konnte, floh aus Kiew. Als Semjon schrie, dass die Familie in 10 Minuten unten stehen solle, dort wo der Lastwagen wartete, stand der Fikus schon auf der Ladefläche. Der Nachbar hatte ihn, verwirrt von dem Durcheinander, da hingestellt, bereit zur Evakuierung. Auf der Ladefläche waren schon zwei Familien, Säcke, Koffer, Bündel, und eben der Fikus im Kübel, das Symbol von Heim und Herd. Für eine weitere Familie war kein Platz. Mit einem Ruck nahm Semjon den Fikus herunter und schob die Koffer auseinander, um Platz für seine Frau und seine beiden Söhne zu schaffen. So blieb der Fikus am Straßenrand der abschüssigen Luteranskaja uliza stehen.

Ich sehe die Blätter dieses Fikus, die nun, im Jahre 1941, im Takt der Weltereignisse nicken. Diesem Fikus verdanke ich mein Leben. Indirekt. Mein Vater – direkt.

Ich lese, was mein Vater über seine Evakuierung geschrieben hat. Alles stimmt, nur fehlt der Fikus, von dem er mir früher erzählt hatte. Alles ist heil und am richtigen Platz: ein verstörter kurzsichtiger Junge – mein zukünftiger Papa –, sein entschlossener Vater in der neuen Uniform, der Lastwagen, die Nachbarn, die Koffer, die Bündel, das Durcheinander, die Hast. Alles ist da. Nur der Fikus im Kübel fehlt. Als ich den Verlust feststelle, verliere ich den Boden unter den Füßen. Hebel und Fixpunkt meiner Geschichte sind weg.

Dabei sehe ich den Fikus deutlich vor mir: allein und verlassen vor dem Elternhaus meines Vaters. Seine Blätter zittern im Takt der einmarschierenden Wehrmacht. Wenn ich dieses Getrampel höre, zu dem man Schostakowitsch pfeifen könnte, begreife ich, dass mein Vater nur deshalb überlebt hat, weil der Fikus vom Lastwagen geräumt wurde. Natürlich musste man den Fikus wegräumen. Es wäre absurd gewesen, wenn statt des Jungen der Fikus evakuiert worden wäre. Aber in der Logik der damaligen Ereignisse hätte auch dies normal sein können. Allein die Vermutung, dass dieser kleine Junge durch eine zufällige, sei es sogar eine fiktive Verkettung von Umständen – stellen Sie sich das einmal vor – in Kiew hätte bleiben müssen, stellt meine Existenz in Frage, nimmt mir die Möglich-

keit meiner Geschichte. Man verliert eine einzige Karte, und schon kann man nicht mehr weiter spielen.

Die Stammesbrüder dieses Jungen, die, die in der Stadt geblieben waren, obwohl, Stammesbrüder ist ein neutraler Begriff, lassen Sie uns Juden sagen, es ist einfacher, einfacher in dem Sinne, dass man es besser versteht, als ob man es besser verstehen könnte, aber es ist leider oder fatalerweise wirklich verständlicher, post factum natürlich, erst post factum, wenn man weiß, was danach passiert ist, aber wirklich gerechtfertigt wird das, was passiert ist, dadurch trotzdem nicht, also, die, die geblieben waren, wurden in Babij Jar zusammengetrieben, oder, wie meine Mutter schreibt, in BJ, als ob alle wüssten, was BJ bedeutet oder als ob sie diesen Ort wirklich, und ich meine wirklich, nicht beim vollen Namen nennen kann. Und dort wurden sie erschossen. Aber das wissen Sie bestimmt. Kiew ist von hier genauso weit entfernt wie Paris. Und jetzt weiß ich, wozu ich meinen Fikus brauche.

Papa, du hast den Fikus vergessen.
Welchen Fikus? Ich erinnere mich an keinen Fikus. Koffer, Bündel, Säcke, Kisten. Aber ein Fikus?
Papa, aber du hast mir doch von dem Fikus erzählt, der vom Lastwagen wieder heruntergenommen wurde.
Was für ein Fikus? Ich erinnere mich nicht daran. Vielleicht habe ich das vergessen.

Ich war auf den Fikus fixiert, ich war fikussiert. Ich verstand nicht, wie man so etwas vergessen kann. Ich verstand nicht, was jemandem passiert sein musste, um so etwas zu vergessen.

Der Fikus scheint mir die Hauptfigur, ja, wenn nicht der Weltgeschichte, dann meiner Familiengeschichte zu sein. In meiner Fassung hat der Fikus das Leben meines Vaters gerettet. Doch wenn selbst mein Vater sich nicht mehr an den Fikus erinnern kann, dann hat es ihn vielleicht tatsächlich nicht gegeben. Als er mir von der Evakuierung erzählt hat, habe ich in meinem Bild möglicherweise die fehlenden Details in die Lücken des Straßenraums eingefügt. Gab es den Fikus, oder ist er eine Fiktion? Wurde die Fiktion aus dem Fikus geboren – oder umgekehrt? Vielleicht werde ich nie feststellen, ob der Fikus, der meinen Vater gerettet hat, überhaupt

irgendwann existierte.

Ich rufe meinen Vater an, und er tröstet mich.

Sogar wenn er nicht existiert hat, sagen solche Fehlleistungen manchmal mehr aus als eine
400 penibel geführte Bestandsaufnahme. Manchmal ist es gerade die Prise Dichtung, welche die Erinnerung wahrheitsgetreu macht.

So wurde mein fiktiver Fikus als literarischer Gegenstand rehabilitiert.

405 Noch keine Woche ist vergangen, als mein Vater zu mir sagt: Ich glaube, ich erinnere mich an einen Fikus. Vielleicht. Oder habe ich den Fikus jetzt von dir?

Wenn mein Großvater diesen fragwürdigen Fikus
410 nicht von der Ladefläche heruntergenommen hätte, hätte der neunjährige Junge, der später mein Vater wurde, keinen Platz in der Arche des Lastwagens bekommen, wäre er nicht auf die Liste der Überlebenden geraten, würde ich nicht
415 existieren. Da es keinen Fikus gegeben hat, es uns aber gibt, bedeutet dies, dass es ihn doch gegeben hat, oder auf jeden Fall muss es ihn gegeben haben, denn wenn es ihn nicht gegeben hätte, gäbe es kein uns, wir hätten uns nicht
420 retten können, ich sage wir und meine meinen Vater, denn wenn mein Vater nicht gerettet worden wäre, wie hätte er sich sonst an den Fikus erinnern können, und wie hätte er zuvor diesen Fikus vergessen können? Es hat sich also
425 herausgestellt oder es könnte sich herausstellen, dass wir unser Leben einer Fiktion verdanken.

Cherr Offizehr, begann Babuschka mit ihrem unverkennbaren Anhauch, überzeugt davon, sie spreche Deutsch: Zeyn Zi so fayn, sagen Sie mir,
430 was zoll ick denn machen? Ikh hob di plakatn gezen mit instruktziez far yidn, aber ich kann nicht so gut laufen, ikh kann loyfn azoy schnel.

Sie wurde auf der Stelle erschossen, mit nachlässiger Routine, ohne dass das Gespräch unterbrochen wurde, ohne sich ganz umzudrehen,
435 ganz nebenbei. Oder nein, nein. Vielleicht fragte sie: Seien Sie so nett, Cherr Offizehr, sagen Sie bitte, wie kommt man nach Babij Jar? Das konnte doch wirklich lästig sein. Wer mag das schon,
440 auf dumme Fragen antworten zu müssen?

Ich beobachte diese Szene wie Gott aus dem Fenster des gegenüberliegenden Hauses. Vielleicht schreibt man so Romane. Oder auch Märchen. Ich sitze oben, ich sehe alles! Manchmal

445 fasse ich mir ein Herz und komme näher heran und stelle mich hinter den Rücken des Offiziers, um das Gespräch zu belauschen. Warum stehen sie mit dem Rücken zu mir? Ich gehe um sie herum und sehe nur ihre Rücken. So sehr ich mich bemühe, ihre Gesichter zu sehen, in ihre
450 Gesichter zu schauen – von Babuschka und von dem Offizier – wie sehr ich mich auch strecke, um sie anzuschauen und alle Muskeln meines Gedächtnisses, meiner Phantasie und meiner Intuition anspanne – es geht nicht. Ich sehe die
455 Gesichter nicht. Verstehe nicht, und die Historiker schweigen.

Woher kenne ich diese Geschichte in ihren Einzelheiten? Wo habe ich ihr gelauscht? Wer flüstert uns Geschichten ein, für die es keine Zeugen
460 gibt, und wozu? Ist es wichtig, dass diese Alte die Babuschka meines Vaters ist? Und was, wenn sie nie seine Lieblingsoma war?

Für diese Geschichte aber fanden sich tatsächlich
465 Zeugen. 1948 kehrte die Familie nach Kiew zurück – sieben Jahre nach ihrer Datscha-artigen Evakuierung, nach Aufhalten in Rostow, Aschchabad und mehreren Jahren in Barnaul im Altai-Gebiet. Das Haus auf der Engelsstraße war zerstört wie auch das gesamte Viertel. Vom Haus war nur eine Schachtel, ein Gerippe geblieben. Auf dem Balkon des fünften Stocks stand ein Bett, aber es führte kein Weg mehr zu ihm. Das Innere des Hauses war komplett weg, eben-
470 so die Treppe. Auf einem deutschen Luftbild vom November 1941 kann man dieses Bett sehen, auf dem sich mein neunjähriger Vater noch im ersten Kriegssommer gesonnt hatte.

In Romanen treffen Opfer und Henker häufig in
480 luftleeren Räumen aufeinander, als ob sie die einzigen Menschen auf der Welt wären, dazu verdammt, die ihnen zugeschriebenen Rollen zu erfüllen. Als Vielleicht Esther einsam gegen die Zeit lief, gab es in unserer Geschichte eine ganze
485 Menge unsichtbarer Zeugen: Passanten, Verkäuferinnen in der Bäckerei drei Treppenstufen tiefer und Nachbarn hinter den Vorhängen dieser dicht bewohnten Straße, eine nirgendwo erwähnte, gesichtslose, anonyme Masse für die
490 großen Flüchtlingszüge, Ermordungen und anderen Massenszenen der Kriegs- und Friedenszeiten. Sie sind die letzten Erzähler. Wohin sind sie alle umgezogen?

Mein Großvater Semjon suchte lange nach je-

⁴⁹⁵ mandem, der etwas über Babuschka wusste. Es war der Hausmeister des nicht mehr existierenden Hauses, der ihm alles erzählte. Es scheint mir, dass an diesem 29. September 1941 jemand am Fenster gestanden hat. Vielleicht.

500

Olga Martynova

Ich werde sagen: »Hi!«, 2012

1.

Ich werde sagen: „Hi...“, dachte Moritz.

Ein dunkles Mädchen. Schwarze Fischchenkontur um jedes Auge. Schweres Haar hinter den Ohren. Pony bis zur Mitte der Stirn. Der Hals ist etwas kurz geraten, sodass die Schultern unsicher hochgezogen scheinen und das Lächeln ebenso unsicher wirkt. Gelenke schmal, Arm- und Knöchelreifen bunt –Moritz zerlegte das Bild in Einzelteile, um es besser festhalten zu können: Ein unsichtbares Mädchen, das über die Straßen des Städtchens lief, in dem Tante Anita lebte. Tante Anita ging die Treppe herunter, öffnete die Tür in den Garten, um die warme und stickige Blütenluft ins kühle Haus zu lassen, und legte ein Blatt Papier vor Moritz auf den Küchentisch: „Sag mal, was besser ist: ‚Sie‘ oder ‚Du‘? Wir führen ein neues Produkt ein (coproduction mit unserem amerikanischen Partner). Ich muss die Übersetzung für den Flyer freigeben.“ Moritz las den Text und sagte: „Mach ‚Du‘. Das ist vertraulicher“. Anita las vor, bei jedem „Du“ oder „Sie“ zeichnete sie sich ein Luftkomma hinter das Ohr, um eine akazienhonigfarbene Haarsträhne zu richten: „Wer kennt das nicht: Ein Kollege mit Mundgeruch macht den Büroalltag zur Qual. Eine zu laut sprechende Mitfahrerin im Zug verdirbt die Urlaubsvorfreude. Noch schlimmer ist es, wenn Sie (wenn du) im engen Freundeskreis oder gar in der eigenen Familie eine Person nicht leiden kannst. Man muss das ändern. Aber wie? Es liegt an IHNEN (an DIR). Du musst lernen, deinen Nächsten zu akzeptieren (sag mal, vielleicht besser: ‚deinen Nächsten zu lieben‘?). Wir bieten ein Training für Menschen, die ihre Antipathien und Aversionen endlich überwinden möchten. Diskret und zuverlässig. Überzeugen Sie sich selbst: Sie werden ein glücklicherer Mensch! Ich weiß nicht, ich werde den Chef fragen. Oder den Pfarrer, er wollte den Flyer in der Kirche auslegen. OK. Was wirst du heute machen?“, sagte Anita. „Ich nehme das Rad und fahre in die Stadt. Eis essen und so“, sagte Moritz.

45 Er dachte wieder an das unsichtbare dunkle Mädchen, weil erstens ein gleiches, aber sichtbares, ihm eben sein Eis verkauft hatte. Das

Mädchen war aus dem lichtlosen Schlauch der Eisdiele hinter der riesigen Wasserfarbenbox der von der Sonne beleuchteten Eistheke erschienen. In einem breit gestreiften Sommerkleid, in jedem Streifen ein Muster aus Vogelflügeln und -köpfen. Und zweitens, weil er mit dem Eis in der Hand vor der Gedenktafel stand, die erzählte, dass in diesem Haus vor hundertfünfunddreißig Jahren ein Kunst- und Kulturliebhaberverein gegründet worden sei, mit der Absicht, eine altägyptische Mumie für die hiesige historische Kunstsammlung zu erwerben. Leider sei die erfolgreich aus einem fernen Land herbeigeschaffte und dem „Natur- und Kunstmuseum“ anvertraute Mumie später den alliierten Bomben zum Opfer gefallen.

Man kann auch zweimal am Tag Eis essen, oder? Die Ähnlichkeit des Eis-Mädchens mit Figuren auf altägyptischen Sarkophagen ließ Moritz nicht los. Das unsichere Lächeln. Kleine, runde Ohren vor dem Haar, das schwarz ist und glänzt wie die frisch gefirnisten Fachwerkbalken am Haus mit der Tafel. Ein leichter

Vogelknochenkörper, der einer Pharaonentochter womöglich, der Jahrtausende überdauert hatte, um im barbarischen Norden mit Himmelfeuer bis zum endgültigen Verschwinden bespuckt zu werden. Ich nehme eine andere Sorte, ich werde sagen: „Hi, das Eis war ...“ Nein, das ist blöd, ich werde sagen: „Hi...“

Das Fachwerkhaus mit seinen Inschriften und Schnitzereien war im Frühjahr fünfundvierzig als einziges auf diesem Platz heil geblieben und gleich nun einem alten Zahn zwischen frischen Kronen und Brücken, dachte Moritz unter dem Eindruck des Abendbrots vom Vortag, das von einem munteren Tischgespräch über Kronen und Brücken begleitet worden war, weil Tante Anita und Onkel Robert anlässlich Onkel Roberts neuer Zähne Meinungsverschiedenheiten hatten. Es war im späten Mittelalter ein Apotheker-Haus, eines der prächtigsten Gebäude des Städtchens, und heute ein Museum. Da war auch der Raum zu besichtigen, in dem die feierliche Auswicklung stattgefunden hatte, geleitet von einem angesehnen Ägyptologen. Die in den Leinenschichten gefundenen Ölfäschchen, Fayenceperlen und

95 Mistkäfer aus Türkis waren in der Bombennacht ebenso vernichtet worden. Auch die Papyrusrollen mit einem Unterweltführer, mit den Namen der Unterweltrichter und mit den Rechtfertigungsworten, die das Mädchen vor ihnen zu sagen hatte.

2.

Es war einmal ein kleiner Moritz, dachte Moritz, als er die matten, dichten und rosagrün gestreiften Strümpfe seiner Tante sah. Eines Tages, dachte Moritz, sah der kleine Moritz die golden gleißenden hauchdünnen Strümpfe seiner Tante Anita. Wie alt war er? – Nicht viel älter als vier. Das Gefunkel stimmte ihn fröhlich, er lachte und klatschte und schmiegte sich an ihr Bein. Die Oberfläche erwies sich als unangenehm, feingrießig und kratzig. Anita lachte, wodurch die Muskeln ihres Beines fester wurden, und sagte zu Moritz' Mutter, ihrer kleinen Schwester: „Strümpfe haben doch etwas an sich, was? Sie locken die Jungs einfach herbei, sogar die Knirpse.“ Die Begeisterung, die der Seidenglanz in ihm geweckt hatte, wurde ihm peinlich. Er fühlte sich angegriffen und gekränkt, ohne zu ahnen, warum sie lachte. Oder doch? Wie auch immer. Seitdem wich er Anitas Berührungen aus. Wohl aus Rache. Aber seine Aufmerksamkeit folgte ihrem Parfum, wie ein Straßenkater dem Selchwurstgeruch aus einer Einkaufstasche folgt, bis diese im Kofferraum verschwindet und anstelle des Kofferraums eine Auspuffwolke bleibt. Die übliche erste Ferienwoche bei Anita und Robert begann gestern. Das hieß: tagsüber rumhängen, am Abend Bier mit Robert trinken, morgens die Wespen beobachten, die durch die offene Tür aus dem Garten zufliegen und am Frühstück teilhaben wollen, Anita sagen hören: „Scheißviecher! Passt auf!“. Die Holunderblüten riechen nach Sperma, Anitas Parfum riecht nach Kindheit.

135 „Da hatte ich keine Zeit für“, sagte Anita.

„Na, wenn man immer am Telefon hängt“, sagte Robert.

„Ich hänge nicht am Telefon“, sagte Anita.

140 „Und mit wem hast du gestern den ganzen Nachmittag telefoniert?“, sagte Robert. „Na mit dir“, sagte Anita.

„Und warum war es besetzt?“, sagte Robert. „Ich habe sonst nicht telefoniert“, sagte

Anita.

145 „Und mit wem hast du gesprochen?“, sagte Robert.

„Mit dir, sage ich doch“, sagte Anita.

„Nein, warum bin ich nicht durchgekommen?“, sagte Robert.

150 „Ich habe nur mit dir gesprochen“, sagte Anita.

„Bring deinen grünen Anzug zur Reinigung“, sagte Anita.

155 „Du hast heute deine Tochter zu Mittag eingeladen, vergiss es nicht, und geht nicht in die ‚Blume‘, sie lassen einen immer lange warten, geht ins ‚La Mama‘ oder so“, sagte Anita.

160 „Nimm einen Regenschirm mit, sie haben gesagt, es wird heute regnen“, sagte Anita. „Die Gartentür quietscht, sag Rami, er soll sie ölen“, sagte Anita. Robert trank den letzten Schluck Kaffee, nahm das Paket mit dem grünen Anzug, griff einen Regenschirm und ging.

165 „Vergiss deinen Schnauzbart nicht“, sagte Moritz sehr leise. Anita nahm das Telefon, wählte und ging nach oben. Je weiter sie sich entfernte, desto klingvoller war ihr Lachen.

Ein Austauschschüler aus Amerika, der vorhatte, creative writing zu studieren, hielt es für schick, mit der Hand auf Papier zu schreiben. Moritz hatte sich von dem knochigen Amerikaner mit kleinem blauem Hut auf einer unscharfen Menge eng geringelten Haars und mit verschiedengroßen Moleskin-Heftchen in der Hängetasche beeindruckt lassen: Obwohl ihm sein Vater ein iPad zum Geburtstag geschenkt hatte und ihn seitdem jedes Mal fragte, ob ihm das Ding gefalle, nahm er sein papierenes Notizbuch und schrieb sehr langsam, um die Notizen später entziffern zu können:

180 HÄTTE ADAM EVA GELIEBT, WÄRE NICHTS PASSIERT

Hätte Adam Eva geliebt, wäre nichts passiert. Aber Adam liebte Eva nicht. Sie war eine ihm vom Herrn gegebene Frau. So eine Frau, die alles mit einem teilt, die das Leben managt, sich kümmert. Eine Frau, die sagt: „Lass endlich mal dein Rad reparieren!“ Man nimmt dann das Rad und bringt es in die Werkstatt. Oder sie sagt: „Du, nächste Woche hat Deine Kusine Anke Geburtstag. Wir müssen ihr einen Blumenstrauß

schicken. Oder nein, eine Postkarte reicht, sie hat dir ja letztes Jahr auch nichts geschenkt. Schicken wir ihr eine Postkarte.“ Man nickt, und die Sache ist erledigt.

¹⁹⁵ Hätte Adam Eva geliebt, hätte er anders reagiert, als sie ihm sagte: „Schau, eine Frucht. Schmeckt auch. Koste mal, hat mir ein Kerl von nebenan gegeben.“ Was tat Adam? Er kostete, klar, warum nicht. Er war nicht wählerisch und aß alles,

²⁰⁰ was sie ihm auftischte.

Hätte Adam Eva geliebt, hätte er sich gefragt: „Von was für einem von nebenan bekommt meine Frau Geschenke?“

„Eva“, hätte er gesagt, „bring das Ding sofort zurück und sprich nie wieder mit dem Typen von nebenan.“ „Mensch,“ hätte Eva gesagt, „er ist so ein netter, ein Engel von einem Wurm!“

²⁰⁵ „WURM?!“, hätte Adam gesagt. Und er hätte den Feind erkannt und erschlagen.

²¹⁰ „Wer schreiben will, muss lesen,“ hatte der Leiter einer Schülerschreibwerkstatt gesagt, „wer zum Beispiel die Bibel nicht gelesen hat, hat vieles verpasst, wer Fabulieren lernen will, kann es von der Bibel lernen“, und Moritz dachte

²¹⁵ damals, er habe zu wenig im Religionsunterricht mitbekommen, und begann das Buch zu lesen. Er las Genesis und Exodus und blieb in Levitikus stecken, Numeri waren nicht spannender, auch Deuteronomium nicht. Er las Kohelet und Hohes

²²⁰ Lied und ließ es damit gut sein.

Moritz schlug sein Notizbuch zu und radelte in die Stadt, Eis essen. Nicht weit vom Fahrradständer ragte aus dem Katzenkopfpflaster der glatte schwarze Stein, dessen Inschrift er genau-

²²⁵ so gut kannte wie die Geschichte der Mumienfreunde: Es habe an dieser Stelle eine Synagoge gestanden, die es seit dem 9. November 1938 nicht mehr gebe, wobei die Beziehung der jüdischen und nichtjüdischen Stadtbürger ansonsten

²³⁰ vorzüglich gewesen sei. Ich werde sagen: „Hi, was soll ich heute nehmen?“, nein, ich werde sagen: „Hi, wie heißt du?“ Nein, auch nicht, dachte Moritz.

3.

²³⁵ Heute war Anita früher weg als Robert. Enger Rock bis zur Kniemitte, enges kurzes Jackett, Stöckelschuhe, schwarze Strümpfe, das heute rote Haar hochgesteckt: Dienstag ist Anitas Bürotag. Ihr Chef hat fünf Sekretärinnen, eine für

²⁴⁰ jeden Wochentag. Er wolle kein erschöpftes Arbeitsvieh sehen, sondern eine zufriedene, gebildete Frau, die aus Langeweile einen Tag in der Woche arbeitet, die ansonsten erwachsene Kinder und einen wohlhabenden Mann hat, dem

²⁴⁵ sie zeigen will, dass sie Wichtigeres zu tun hat als ihm das Frühstücksbrötchen zu schmieren (so ungefähr hat Moritz' Mutter das dargestellt). Sie ging, sagte nur noch, dass es zum Frühstück keine Gurken und Tomaten gebe, weil man nun

²⁵⁰ kein rohes Gemüse essen dürfe, bis auf weiteres, so sei die Meldung des Robert-Koch-Instituts gewesen. „Dr. Koch hat befohlen, alles zu kochen. Dr. Händewasch hat befohlen, vor dem Essen Hände zu waschen“, sagte Moritz. „Die

²⁵⁵ Gartentür quietscht, sag Rami, dass er sie ölt. Oder hast du schon?“, sagte Anita noch zu Robert. Der Duft ihres Parfums mischte sich mit den Holunderblüten aus dem Garten. Die Montagssekretärin hatte BWL studiert und ordnete die

²⁶⁰ Papiere in diesem Sinne. Anita konnte Englisch, Spanisch und Französisch und war für Telefonate und Korrespondenz mit dem Ausland zuständig. Die vom Mittwoch war Altphilologin und verfasste eloquente Reden mit angeberischen Zitaten.

²⁶⁵ Von der Donnerstagsdame wusste Moritz nicht mehr, was sie konnte. Die vom Freitag war eine Sportlerin und ihre Kompetenz war das Fitnessprogramm fürs Wochenende. Ein Arbeitsvieh gab es allerdings auch, das all das beherrschte plus

²⁷⁰ jeden Tag den alltäglichen Kram erledigte. Sie hasste die anderen fünf und war in den Chef verliebt.

Robert tat seine Zeitung in den Papierkorb und las lächelnd die SMS, von denen er beim Frühstück gesagt hatte, sie seien von seinem Mobilfunkanbieter. Dann trank er den letzten Schluck Kaffee und sagte, immer noch woanders hin lächelnd: „Er spinnt, Anitas Chef. Wir waren auf einer Betriebsfeier, keine Tischordnung, aber

²⁸⁰ nach jedem Gang stehen alle auf und tauschen die Plätze: über Kreuz, die einen im Uhrzeigersinn, die anderen umgekehrt. Damit alle mit allen in Kontakt kommen. OK jetzt, ich muss los. Was machst du heute? Wenn du noch da bist, sag

²⁸⁵ Rami von der Gartentür, dass sie quietscht“, sagte Robert und ging, an den Neffen seiner Frau mit jenem solidarischen Mitgefühl denkend, das erwachsene Männer für männliche Heranwachsende aufbringen.

²⁹⁰ Ich werde sagen: „Hi...“, dachte Moritz und

stockte. Er sah die von Robert offen gelassene Gartentür und begriff, dass sie ihm den Weg versperrte. Würde er jetzt gehen, ohne Rami Bescheid zu geben, wäre ihm den ganzen Tag mulmig zumute. „Unrast und Unruh – und raus bist Du! Nein: Ohne Rast und ohne Ruh – und raus bist du!“, murmelte Moritz. Du Idiot, sagte er sich, niemand erwartet, dass du wartest, bis Rami mit seinem Rasenmäher kommt, niemanden interessiert die blöde Tür wirklich, außer dir.

Na gut. Vor hundertfünfunddreißig Jahren haben sich die Bewohner dieser Stadt gesagt: „Es ist eine Schande, dass wir in der ganzen Gegend (und wir sind nicht die Ärmsten!) keine altägyptische Mumie haben.“ Moritz nimmt sein iPhone (Stiefvaters Geschenk zum Geburtstag) und googelt, was sie damals alles an hatten: die Damen mit der ab der hohen Brust streng nach unten fallenden Körperlínie vorne und mit dem abstehenden Tournüre-Hintern, sodass sie im Stehen Stühlen ähnelten (der Hintern als Sitzfläche); die Herren in Gehrock und Melone. Die Stuhldamen und die Herren mit den Uhrkettenwasserfällchen an den Westentaschen (oder waren das Monokelketten?) gründeten also einen Verein, dessen Zweck das Sammeln der Mittel für den Erwerb einer Mumie war. Auch die aufgeklärten und emanzipierten Juden der Stadt unterstützten diese Idee mit reichlich Geld und Begeisterung. Passen sie in diese Geschichte? Gut, warum nicht, dachte Moritz, alle Menschen wurden Brüder.

Schade, dachte er außerdem, dass diese Geschichte nicht zur Zeit von E.T.A. Hoffmann passierte, was der alles daraus hätte machen können, halt, das wäre doch was für den nächsten Kurzdrámenwettbewerb, dachte Moritz, und schrieb: Handelnde Personen: Mumie: ein Mädchen, fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre alt. Mit großen Haselnussaugen (er strich die Haselnussaugen). Mit zu den Schläfen gezogenen Augen. Nein, auch das nicht.

Ach was, dachte Moritz, ich lasse für Rami einen Zettel da. Kann er Deutsch lesen? Und wie soll ich schreiben? „Sehr geehrter Herr Rami ...“ Das ist doof. Wie ist denn der Nachname? Moritz öffnete und schloss die Gartentür und hörte zu, wie sie quietschte, während das Eis-Mädchen ihre Sachen packte, vom Geschrei der Geschwister genervt. Ihr Ferienjob war zu Ende, die Ferien noch nicht, drei Wochen Kopftuchtragen und

zweimal Flugangst. Der Vater musste nur noch ein paar Rasen mähen.

4.

Moritz radelte einen Bach entlang, rosa-grün die blühenden Büsche, hechtgrau das Wasser, das alte Rad quietschte lauter als die Frösche und Heupferdchen. Ich werde sagen, dachte er, dachte aber gleich an das andere Mädchen: an das nur für ihn sichtbare, unsichere, unsichtbare.

Sie kommt in einem schmalen Kahn über einen grau glänzenden Bach, schwächig, schüchtern, die Schultern hochgezogen. Ich werde sagen, denkt sie, wenn ich endlich vor dem Lichttor stehen werde: „Hi, ich kam über viele Wege ...“ Sie kommt aus der Lichtlosigkeit und gelangt zum Tor, das offen ist, ihr aber den Weg versperrt, jetzt, wo sie fast am Ziel ihrer Fahrt ist. Ihr Herz schwimmt herauf und versperrt ihr den Atem, sie sagt trotzdem: „Hi, ich kam über viele Wege. Die Brote, die man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, was Hunger ist, wurden mir weggenommen. Der Wein, den man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, was Rausch ist, wurde mir weggenommen. Der Papyrus, den man mir für den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, wie meine Richter heißen, wurde mir weggenommen. Der Schmuck, den man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, dass ich Königstochter bin, wurde mir weggenommen. Mein Bildnis, das man mir auf den Weg mitgegeben hatte, damit ich nicht vergesse, wie ich aussehe, wurde mir weggenommen. Die Himmelschlangen bespuckten mich. Aber mir wurde ein Schreiber geschickt, der mein Gesicht erkannte. Ich kann mich an die Namen der 11 Götter erinnern“ (sie stockt), „und an die der 42 Götter. Ich bin nicht schuldig.“ Das Tor entspannt seine Luftsperré und sie entkommt den Gassen des Städtchens, in das sie, als sie auf ihrem langen Weg zu ihren Richtern war, für die Kunst- und Kulturliebhaber verschleppt wurde.

5.

Moritz radelte in die Stadt, entschieden und entschlossen. Die Eisdiele war leer, aus dem länglichen Dunkel hinter der Wasserfarbentheke erschien eine fröhliche dicke Tante, die Moritz kannte, seit er denken konnte, und schaute ihn fragend an. „Äh“, sagte Moritz. „Grüß Gott“,

sagte er und fuhr weiter. Sein Magen freute sich heimlich über das Ausbleiben des Eises.

6.

³⁹⁵ Die Mädchen, die einander gleichen, reihen sich die Museenwände entlang und lächeln unsicher, die Schultern hochgezogen, die Streifen ihrer Kleider sind mit den Namen ihrer Richter beschrieben. Und von uns bleibt nichts. Alle unsere
⁴⁰⁰ Datenträger sind viel fragiler als Pergament, Papyrus und Papier, die schon viel anfälliger als Ton und Stein waren, dachte Moritz, stieg vom Rad und schrieb das auf, in sein Notizbuch mit grauem handgeschöpftem Papier.

⁴⁰⁵ 7. „Das ist eine Schande, sie hängen ihre Wäsche einfach auf den Balkons zum Trocknen auf und ihre Teppiche breiten sie auf den Gehsteigen zum Waschen aus, eine Balkanisierung unserer Städte ist das. Das ist es, eine Balkanisierung!
⁴¹⁰ Und sie klopfen ihre Läufer einfach aus dem Fenster aus!“ Mit dieser Kunde erschien Robert zum Abendbrot.

„Lass die Leute leben, wie sie wollen“, sagte Anita. „Ich lasse sie leben, wie sie wollen, keine
⁴¹⁵ Frage, aber nur solange sie mit ihrem Leben das meine nicht stören“, sagte Robert. „Was stören sie dich, du siehst sie kaum“, sagte Anita. „Na eben! Ich fahre nur ungern in die Innenstadt, weil sie dort alles balkanisiert haben“, sagte Robert.

⁴²⁰ „Quatsch“, sagte Anita.

„Du musst mal mittags in die Stadt fahren und selber sehen“, sagte Robert.

„Da habe ich keine Zeit für“, sagte Anita.

„Na, wenn man immer am Telefon hängt“, sagte
⁴²⁵ Robert.

„Ich hänge nicht am Telefon“, sagte Anita.

„Und mit wem hast du gesprochen?“ sagte Robert.

„Mit dir“, sagte Anita.

⁴³⁰ Nachts konnte Moritz nicht schlafen, weil ihm eine Geschichte einfiel, die weiterzudenken er nicht aufhören konnte, die aufzuschreiben er aber zu müde war: Aus einem Fenster in der ersten Etage eines Innenstadthauses hängte ein
⁴³⁵ Türke einen Läufer und begann ihn in weit-schweifigen Bewegungen auszuschütteln. Aus dem Fenster in der zweiten Etage desselben Hauses guckte ein Serbe heraus und hängte

seinen schweißgetränkten Jogginganzug zum Lüften. Der Gestank strich um alle Gegenstände, die unvorsichtig draußen platziert worden waren, auch um die frisch gewaschenen Höschen, Büstenhalter und Unterhemden einer alten Bulgarin, die im dritten Stock einen Balkon besaß, wo ihre Unterwäsche zum Trocknen flatterte.

Ein Grieche aus dem vierten Stock goss die an der Brüstung seines französischen Fensters befestigten und von Dr. Koch untersagten Gurken- und Tomatenpflanzen. Das überflüssige
⁴⁵⁰ Wasser strömte nach unten, und die Wäsche wurde wieder nass. Ein Albaner darüber hängte aus dem kleinen Fensterchen seinen kleinen bunten Teppich, der ihn an seine kleine liebe Heimat erinnerte, und klopfte ihn aus. Auf dem
⁴⁵⁵ Außensims der Dachwohnung legte ein Ägypter schmale Papyrusstreifen zum Trocknen hin, die er mit bunten schakal- und pavianköpfigen Menschen bemalt hatte, um sie am nächsten Tag auf dem Flohmarkt zu verkaufen. Am Rande jedes
⁴⁶⁰ Streifens waren winzige Kähne mit Pharaontöchtern gezeichnet, die in die taufeuchte Luft glitten und in der Ferne verschwanden. Der Ägypter dachte, die schlechte Farbe sei schuld, dass nach dem Trocknen keine Kähne mehr zu
⁴⁶⁵ sehen waren, und schimpfte auf die deutschen Farbenhersteller. Mein Onkel Robert wohnte im Erdgeschoss. Während er auf seiner Terrasse seine Guten-Morgen-Zigarette rauchte, wurde er zu dem nach Schweiß riechenden, begossenen Staubsack, der er bis heute geblieben ist, –
⁴⁷⁰ Oder ist „der er bis heute geblieben ist“ überflüssig? – dachte Moritz und schlief endlich ein.

Nina Bußmann

Große Ferien, 2011

Man sieht nicht, wie das Kraut wächst. Über Nacht ist es da. Auf Wiesen, Schuttfluren, Triften recken die Kriechpioniere ihre Ausläufer, meterlange, am Boden niederliegende Stängel. Sie wurzeln an den Knoten, sie fassen Fuß in jedem Winkel, der ihnen auch nur halbwegs zusagt. Ameisen tragen die Früchte fort. Durch die Schonung am Hang in die Siedlung hinein, in Hecken, Beete, Rollrasen, bis hinab in den nie besonnten Schacht vor dem Garagentor am unteren Ende der Auffahrtsrampe, in die Ritzen zwischen feuchten Steinen, wo die Regenkette neben dem Ablassgitter sich zum Nest verschlingt. Handtief langten die Wurzeln des Fingerkrauts in die Fugen zwischen den Pflasterplatten hinein. Einige wehren sich mit Gift gegen den unerwünschten Bewuchs, viele greifen zu Gasbrennern, armschlanken Apparaten, sie töten das Grün eilends ab, ohne dass man sich auch nur bücken muss. Das sieht schön aus, schön und vornehm. Auf Dauer wirksam ist es nicht. Schramm scharfte. Er hieb die Spitzhacke tief in die Ritzen, bis er die Stränge der Wurzeln zu fassen bekam, und lockerte sie in kleinen, wiederholten Bewegungen, einem Stochern und Hebeln. Ganze Pflanzkörper konnte er dann schon mit den Fingern herauszupfen, fester verhaftete mit einem Stück gebogenen Drahts heranholen; zuletzt schabte er abgeschnittene Wurzelhärchen aus den Fugen.

Er hatte sich die ganze Auffahrt vorgenommen. Gut drei Tage würde er daran zu tun haben, wahrscheinlich mehr. Zu Störungen käme es von allein. Und er war nicht mehr der Kräftigste. Selbst wenn es ihn packte, wenn er das Werkzeug gar nicht mehr aus der Hand legen wollte und zeitweilig glaubte, alles könne gelingen, selbst und gerade dann durfte er sich nicht vergessen. Er hatte es schon einmal übertrieben, es sollte nicht noch einmal passieren. Es war zu lächerlich. Er hatte dreißig Jahre lang gearbeitet, er hatte keinen Tag gefehlt. Das war nur der Anfang, scherzte er, den Becher in die Runde hebend, als es im Lehrerzimmer eine kleine Feierlichkeit zum Anlass gab: Mich werdet ihr so schnell nicht los, sagte Schramm, Sie können ja gar nicht ohne, meinte ein anderer.

Solche hatte es immer gegeben. Aber wenn sich

die Kollegen kurz vor Weihnachten und am Schuljahresende beim Griechen zum Trinken getroffen hatten, war Schramm immer mit dabei gewesen. Beim letzten Mal war er geblieben bis in die Morgenstunden, war wie alles um ihn herum immer noch heiterer geworden, bis er die Dinge doppelt sah. Verlierst du denn niemals die Fassung, fragte die Referendarin und stützte ihren Kopf in die Hand, um ihn von unten her anzusehen. Schramm schlug mit der Klinge des Werkzeugs gegen die Pflastersteine, dass es Funken gab. Dabei konnte er mit sich zufrieden sein. Bald hatte er die erste Reihe beendet, und die erste ist die schwierigste. Fast war er angelangt bei dem Fleckchen ebener Erde vor der Grasböschung, wo die Clematis wuchs, ihre Trugdolden filzig in seinen Nacken welken ließ, die Stiele um die Drähte wand, die Schramm gespannt hatte für sie.

Klassenführung ist kein Hexenwerk, sagte er zur Referendarin, und es wurde wieder vernünftig um ihn: Bei der Sache sein muss einer, muss wissen, wo er steht und welcher Schritt als nächstes zu tun ist. Kinder riechen den Braten, sie wissen, hob er an, wenn einer sich seiner Sache nicht sicher ist, nicht weiß, wo es als nächstes, weißt du eigentlich, wie sie dich nennen, fragte sie und barg ihren Mund hinter der Faust, blinzelte hinauf zu ihm mit kurzen, kittschweren Wimpern, die zerbröckelten zu Rußsplittern auf ihr Tränenbein. Weißt du, wie sie dich nennen! Was sie das kümmerte, hätte er fragen müssen. Zumindest fiel in keiner seiner Stunden ein lautes Wort. Und als einmal etwas geschehen war, hatte er von sich aus einen klaren Schnitt gesetzt.

Es stimmt nicht, dass einem die Decke auf den Kopf und man selbst in eine Leere stürzt, wenn die gewohnten Pflichten wegfallen vom einen auf den anderen Tag; dass man vom einen ins andere Zimmer schleicht und nicht hört, wie man anfängt, das Wort an sich selbst zu richten, vergreift, froh und dankbar, wenn der Anruf einer Firma kommt, eine Meinung zu erfragen, einen Verkauf zu tun. So weit braucht es nicht zu kommen. Einen Rhythmus müssen die Tage haben, Anfang und Ende und immer die gleiche Form, eine Form, die man mit beiden Händen

packen kann. Das ist nicht langweilig, das ist nur
nützlich, wenn man sich auf eine Aufgabe kon-
zentrieren muss. Und alles, was lebt, hat seine
100 Aufgabe, an der es sich schließlich zerreibt.
Wenn Schramm Bier kaufte, musste keiner seine
Schlüsse ziehen, das Bier war für die Schnecken
gedacht. Es gab zu viele davon. Entlang der
Grasgrenze glitzerten ihre Spuren, ihre schwin-
105 gend an den Spitzen der Halme entlang gespon-
nenen Fäden, verfangen in den Poren des Be-
tons. Einmal in der Kindheit hatte er einen gan-
zen Ballen von ihnen gefunden, in dem Winkel
des Gartens, wo er sich als Junge so gern aufge-
110 halten hatte, hinter dem vom Vater bei irgendei-
ner angefangenen Arbeit angelegten Erdhügel.
Schaum schwitzend, ästen sie am verendeten
Käfer, eng um seinen Panzer geschmiegt, bloß
noch die Enden seines Geweihs staken aus dem
115 Haufen hervor. Eine Umhegung gebaut hatte
Schramm, Stöcke und Steine geschichtet, dicht
aneinander gelegt, in der festen Annahme, die
Tiere blieben, wenn man ihn wieder ins Haus
geholt hätte, wenigstens bis zum nächsten Mor-
120 gen an ihrem Platz. Aber sie verkrochen sich am
Tag und fraßen in der Nacht, sie suchten und
fanden die jüngsten Pflanzen und richteten
Schaden an. Er streute Linien aus Kalk zur Ab-
wehr, er stellte täglich neue Fallen auf. Frisch
125 musste es sein, frisches dunkles Bier, damit es
sie machtvoll anlockte und sie ertranken darin.
51

Er werde seine Gründe haben, hieß es über
Schramm, das wusste er, wusste, wer auf ihn
130 zeigte im Vorübergehen, wenn er über einer
Arbeit kauerte, hockte oder kniete, aber er
konnte sich nicht auch noch darum kümmern,
wie man ihn sah. Leicht, sich herzuleiten, warum
es Miss trauen erregt, wenn einer mit Sorgfalt
135 vorgeht. Wiederum drängte sich als Beispiel
Waid Schmidt auf. Man konnte über Waid Schmidt
sagen, was man wollte, mögen musste man ihn
gewiss nicht. Er war, in aller ausgiebigen Aske-
se, ein durch und durch verzogener Junge gewe-
140 sen, berechnend und keiner menschlichen Re-
gung fähig. Aber das durfte nur einer sagen, der
ihn kannte, die allermeisten wussten so gut wie
nichts über ihn. So sehr gespottet und sogar
geklagt wurde, selbst von den Lehrern geklagt
145 wurde über seine Pedanterie, seinen übertrieben
Fleiß; so groß war das Geschrei, als er bei-
nahe vom einen auf den anderen Tag in Verwei-
gerung umschlug. Was die Menschen nicht er-

tragen, ist, wenn einer konsequent vorgeht. Er
150 übertreibe, hieß es über Waid Schmidt, er über-
treibe, hieß es über Schramm. Gerade daran
mochte Schramm jetzt nicht denken. Beim Ver-
such, ein Auto anzuhalten, war Waid Schmidt
aufgegriffen worden, kurz vor dem für die letzten
155 Prüfungen angesetzten Termin, nachdem er
offenbar für Tage gelaufen, ohne Schlaf, Nah-
rung, Wasser, einfach nur gelaufen war. Insge-
samt mussten seine Angaben wirr, sein Zustand
bedenklich gewesen sein. Und als man ihn in die
160 Klinik brachte, sollte er sich einverstanden, ja
begeistert gezeigt haben.

Ganz gleich, wie geschwätzt und geflüstert wur-
de über Schramm, vor und hinter seinem Rücken
über seine Mutter und ihn, über Waid Schmidt
165 und ihn, nichts davon traf auf diese von Zweck
und Zufall bestimmten Verhältnisse auch nur
annähernd zu. Wir wissen nicht, was der andere
denkt. Kein neuer und kein schwieriger Gedanke,
aber ein richtiger. Und im Reden ändert einer
170 nichts daran, im Reden ändern auch zwei in
Einigkeit nichts daran, sie können sich ihrer
Einigkeit noch so sicher sein, sie machen sich
doch nur selbst und gegenseitig etwas vor.
Gründlich genug hatte Waid Schmidt diese Sa-
175 chen in seinem harten Schädel hin und her ge-
wendet. Das wusste Schramm besser als irgend-
ein anderer und verstand doch nicht alles, wusst-
e nicht, wie ernst es ihm war mit seinem ange-
dauten, hingeworfenen Gedankengewöll, nicht,
180 ob er seine großen Worte bloß so auf Probe
dahin sagte, ob er eine Absicht verfolgte.

Mit dir wird es Geschichten geben! Das hatte
Schramm von Anfang an gewusst, schon gleich,
als der Junge als Neuer vor der achten Klasse
185 stand. Mit seiner Mappe. Keine ganze Woche,
daran erinnerte Schramm sich gut, nicht die
sonst übliche Schonfrist verstrich, ehe er den
Spott der anderen auf sich zog, ihre Verachtung
und endlich ihren Hass. Seine zur Schau getra-
190 gene Schläfrigkeit reichte hin, damit sie nicht
locker ließen; für Arroganz gab es ein empfindli-
ches Gespür. Und man darf auch nicht denken,
weil es in Schramms Fächern um Naturdinge
geht, kenne er nur seine Berechnungen, seine
195 Regenkarten und Versuchsaufbauten, Wechsel-
wirkungen von Materie und Energie. Für die
Verwicklungen unter Menschen fehle ihm hinge-
gen jeglicher Sinn. Das Gegenteil war der Fall. Er
sah, was vor sich ging, er wusste, wie sie unter-

200 schieden zwischen Herr und Knecht, Freund und
Feind. Aber es war falsch, sich in die Belange der
Kinder einzumischen. Im Fall Waid Schmidts nicht
nur falsch, im Fall Waid Schmidts war es ganz und
gar unnötig. Larven, sagte Waid Schmidt, sie
205 führen eine Larvenexistenz, sie fressen, was man
ihnen vorsetzt und wollen immer gerade eben
nur so viel, nichts darüber hinaus. Man braucht
doch einen Feind, erklärte er, sonst weiß man
nicht, wo man steht.

210 Nicht älter als vierzehn, als er Schramm diese
Gedanken darlegte, gleich, als er ihn zum ersten
Mal vor dem Kartenzimmer abgepasst hatte, weil
er mit einer Beweisführung nicht zufrieden war.
Die Fußspitzen nach außen gedreht, die Mappe
215 vor den Bauch geklemmt, stand er da. Wann
immer Schramm an Waid Schmidt dachte, dachte
er an die Mappe, diese aus tabakfarbenem Le-
derimitat gefertigte, an den Ecken schon hässlich
abgeriebene Mappe. Die nötigen Bücher fanden
220 darin unmöglich Platz, nichts als der dünnblattri-
ge Block, den Waid Schmidt in der letzten Reihe,
in seiner kleinen spitzen Schrift, Seite um Seite
beschrieb. Und obwohl man es sich in diesen
Dingen nicht zu einfach machen darf, dachte
225 Schramm, sagte diese Mappe wahrscheinlich
doch schon alles Nötige über ihren Besitzer aus.
Es war Schramm nicht recht gewesen, dass er
auf ihn wartete, bald jede Pause auf ihn wartete
bei dem Zimmer mit den Kartenbeständen, für
230 deren Ordnung und Wahrung Schramm verant-
wortlich war. Hätte er ihn gleich in seine Schran-
ken gewiesen, dachte Schramm, gleich gehört
auf das niemals beherrschende, doch von An-
fang an vorhandene kleine schlechte Gefühl. Auf
235 jede Antwort wieder eine Frage, auf jede Aussa-
ge hatte Waid Schmidt einen Widerspruch, doch
gehörte das in diesem Fall dazu, wie bei jedem
Gespräch, das diesen Namen verdient, in dem es
einmal nicht um Rechthaberei, sondern um die
240 Sachen selbst geht, ein Gespräch, das nie ab-
schließend beendet, immer nur unterbrochen
werden kann. Darum hatte er sich hineinziehen
lassen, und nichts bedacht. Nicht, was den Jun-
gen antrieb, ob er sich einen Vorteil versprach.

245 Immer waren die großen Ferien eine kritische
Zeit. Solange die Mutter gelebt hatte, war es
nicht leichter, es war um vieles verwickelter
gewesen. Ihr hätte er die Sache unmöglich
begreiflich machen können, ohne verhöhnt zu
250 werden, und zwar zu Recht, dachte Schramm, zu

Recht schätzte die Mutter Knappheit und Klar-
heit. Kappes, rief sie, sobald sie witterte, dass
einer seine Behauptungen selbst nicht ganz gar
hatte, und ihre Nase war, was diese Dinge be-
255 traf, fein. Kappes, und damit war das Gesagte
erledigt für sie, eingedrückt im Zigarettenstum-
mel auf Aschenbechergrund, einsortiert in die
dürren Rubriken in ihrem Kopf. Bilanzen aus Soll
und Haben, ein einfaches System. Noch als sie
260 ins Stift gekommen, im Fragen ungenauer ge-
worden war, konnte er niemals sicher sein, was
die Krümmung ihrer Mundwinkel ihm anzeigen
sollte, ob sie seine Aussage anzweifelte, missbil-
ligte oder gar nicht mehr erfasste, wenn er sie in
265 kleinen Dingen, um sie zu schonen, belog. Oder
ob nicht mehr sie, sondern ihr Leib als letztes
über diesen Ausdruck verfügte, ihn hervorholte,
um wenn schon keine schöne, wenigstens eine
Form zu wahren, als ihr Verstand mit dem Ge-
270 sagten keinen Inhalt mehr verband.

Einmal die Hand ausgerutscht, damit wäre es für
sie erledigt gewesen, eine zutreffende Beschrei-
bung war es nicht. Doch keinem war gedient,
wenn wieder und wieder an den Ereignissen
275 herumgetastet wurde, oder an der, wie es die
Rektorin bei ihren letzten Anrufen genannt hatte,
Angelegenheit. Lange kann man in einer Kette
von Rechenoperationen den Fehler suchen,
wenn man ganz im Anfang von falschen Größen
280 ausgegangen ist. Das würde er nicht mehr tun.
Störer kamen früh genug, sie kamen von außen,
und sie kamen von allein. Spätestens gegen halb
zehn die Ansagen des Bademeisters aus dem
hangaufwärts gelegenen Waldbad, das Rufen
285 und Jauchzen der Kinder, wenn sie einander
nachjagten auf den kaum befahrenen Siedlungs-
straßen. Die Striche ihrer Kreidezeichnungen
reichten bis knapp an die Rampe seiner Auffahrt
heran. Er hörte sie flüstern hinter seinen Hecken,
290 er sammelte regelmäßig aus Büschen und Bee-
ten ihr über die Hecke geflogenes, im Übermut
geworfenes Spielzeug auf. Und einmal hatte er
es auch im Guten mit ihnen versucht: Alle mal
hersehen! rief er aus, in der Mitte der verkehrs-
295 beruhigten Straße aufgestellt, die Schachtel mit
seinen Fundstücken in der ausgestreckten Hand.
Doch griff keines hinein, sahen sie alle nur ihn
an, als wäre so schwer zu begreifen, was er von
ihnen wollte.

300 Es war nicht richtig, das hatte Schramm gleich
gewusst. Erst recht, als Waid Schmidt kurze Zeit

später wieder und dann noch einmal zu ihm gekommen war. Doch musste er es die ersten Male jeweils für etwas Einmaliges halten, so dass er ihn nicht fortschicken wollte, es später nicht mehr konnte, da eine Regel daraus geworden war. Aber wenn er bald alle Pausen, mitunter auch die Nachmittagsstunden bei ihm verbrachte, dann war das nicht Schramms Wunsch, es geschah auf Waid Schmidts Antreiben hin. Er ließ sich nicht fortschicken, nicht mit der Warnung, es würde Gerede geben, darüber lachte Waid Schmidt nur. Wie er lachte, als Schramm ihm zuletzt die Bestnote verweigern musste wegen scheinbar unerheblicher Fehler, lachte, wenn er ihm eine Formel nicht herleiten wollte, weil es für den Moment zu schwierig war: Sie sind Lehrer, sagte er, Sie müssen die Dinge klären und nicht ein Geheimnis daraus machen. So redete er, und so musste er ja reden. Noch zum Schluss, als Schramm ihn zu sich bestellt hatte, weil er aus seinem Verhalten nicht mehr klug geworden war. In das Kartenzimmerchen, das Schramm übrigens, bei aller doch angenehmen Absonderung, nicht liebte. Es gab nichts Besseres dort. Ich kann nicht warten, sagte Waid Schmidt, nicht warten, bis ich hier heraus bin. Du verrennst dich, mein Lieber, sagte Schramm, hielt ihm die Zettel der letzten Klausur unter das Gesicht, zeigte die nicht einmal schwerwiegenden, nur in ihrer Summe erheblichen Fehler. An die Wand gelehnt, sah Waid Schmidt auf das Blatt hinab, stand bequem, als ginge es schon um gar nichts mehr, dachte Schramm: So wird nichts aus Amerika, sagte er. Und hörte ihr Jubeln, noch durch die geschlossenen Fenster konnte er es vom Pausenhof hinauf schallen hören, ihr Rufen und Johlen, das hohle Scheppern, wenn ein Ball gegen das Gitter hinterm Torpfosten prallte, und zum ersten Mal aus Waid Schmidts Mund das Wort wir.

Kurz vor den Prüfungen war es gewesen, nicht anders als in allen Jahren, als die Achtzehnjährigen, bis es hell wurde, zum Trinken auf der Wiese am Weiher saßen, die ganzen kurzen Nächte bei Schnaps und Schwüren im nassen Gras um ein Feuer herum, selbst solche, die einander noch vor kurzem kaum angeschaut hatten, sich fürs Leben verbrü- derten, gerade eben, bevor sie für immer auseinander gehen sollten. Kurz vor den letzten Prüfungen, dass Waid Schmidt in der Nähe gewisser Gruppen

gesehen wurde. Das sollte er ruhig tun. Das war nichts Besonderes, nicht das erste Mal, das wusste Schramm und kannte sich doch nicht mehr aus.

Schabernack, sagte Schramm, wenn er an das Heft dachte. Aus der eingerollten Karte der Meeresströmungen war es im Unterricht herausgeglitten, zu Boden gefallen. Das Mädchen aus der ersten Reihe klemmte die Karte im Halter fest. Alle anderen schauten, noch von der letzten Sitzreihe schauten sie auf das zu Schramms Füßen liegende Magazin, das Bild, auf dem zu vieles gleichzeitig zu sehen war, zwei Paar Arme, aus einem Rumpf gewachsen, in drängelnden Verrenkungen, ein Körper, der den nächsten verdeckte, gerade eben sehen ließ, dass da einer wie ein Hund über dem anderen hing. Nichts wurde einem ganz gezeigt in diesem Bild, alles ließ sich ahnen, und das war es, dachte Schramm, was es im Ganzen noch aufdringlicher machte, noch unerfreulicher. Wie sie in ihren Reihen hockten, bald Erwachsene, hockten und lauerten, was als nächstes passierte. Und das groß geratene Mädchen bei der Karte, der im Halter aufgerollten, nachzitternden Karte, stand vor den kreisenden Pfeilen auf blauem Grund, stand beim Kartenrand und rührte sich nicht. Nur die Flecken aus ihrem dünn gewaschenen Halsausschnitt blühten über die Wölbung ihrer Wangen, bis an die Bucht ihres unsauberen Scheitels hinauf. Schramm tippte mit dem Fuß das Heftchen an, gab ihm einen Tritt, dass es aufflatterte, eine Schrittlänge entfernt liegen blieb: Was ist, sollen wir bis morgen warten, fragte er, und es wurde schon wieder ruhiger in ihm, während er wartete, dass sie sich steifhüftig bückte nach dem Heft, es zugeklappt an ihren Platz trug, ehe er eine Überschrift an die Tafel setzte, über den Gegenstand der Stunde zu sprechen begann.

Er wusste nicht, was Waid Schmidt mit der Sache zu schaffen hatte. So wie er nicht wusste, niemals wissen würde, hatte der ihn angeschwärzt oder sich ausgeschwiegen, Andeutungen gemacht oder alles abgeleugnet. Angeschwärzt und dann die Nerven verloren, weil es zur Hälfte erlogen war. Schramm würde zu keinem Ergebnis mehr kommen, nicht einmal für sich selbst zu einer Feststellung, welche der Möglichkeiten ihm am meisten missfiel. Und konnte den Finger nicht legen auf den einen Punkt, an dem die Veränderungen begonnen hatten, ihm die ersten

Bedenken gekommen waren. Nicht erst, als
405 Waid Schmidt anfang, kleine Fehler zu machen,
gerade in den letzten Klausuren keine schwer-
wiegenden, aber doch richtige Fehler, wie sie
aus Nachlässigkeit geschehen. Einer in Wahrheit
höchst absichtsvoll gesetzten Nachlässigkeit, wie
410 man sie kennt von jenen, die auch einmal zeigen
wollen, dass sie es nicht nö- tig haben. Darum
hatte er sich in seiner stumpf beharrenden Art
Freunde und schließlich ein Mädchen gesucht.
Eine wie viele, dachte Schramm. Morgens saß
415 sie mit ihren Traubenzuckerwürfeln und gespitz-
ten Stiften am Platz, mit feuchtem Haar, zum
Knoten gewunden, scheidelhoch festgesteckt,
dass man zuschauen konnte, wie es sich in ihrem
Nacken trocknend bleichte. Wenn er sich neben
420 sie beugte, um ihre Rechnungen zu prüfen,
konnte er sie sehen, die aus der Frisur gezausten
Federchen, den undeutlichen Übergang in den
sandbläss verschossenen, den Hals hinab unter
den Kragen wachsenden Flaum. Fehler erlaubte
425 sie sich kaum, aber ob sie darum etwas Beson-
deres war. Was einer wie Waid Schmidt mit ei-
nem Mädchen wie diesem zu bereden hatte, was
einen Waid Schmidt überhaupt bewogen hatte,
abzusehen von einer über die Jahre, mit Ent-
430 schiedenheit durchgeführten abgesonderten
Existenz. Was tut es zur Sache, fragte
Waid Schmidt, wenn ich fragen darf.

Ein Versuch, etwas anderes konnte sie für
Waid Schmidt nicht gewesen sein, ein Versuch,
435 so hätte er es schließlich auch selbst genannt,
dachte Schramm. Blank gescheuerte Beine,
schwarze Brauen, noch unterm Mützenschirm
zweifelnd zusammengezogen, wenn sie in den
Freistunden und nach dem Unterricht gegen sich
440 selbst trainierte, wieder und wieder den Ball mit
Wucht gegen die Außenwand der Turnhalle
schlug. Wie er sich den anderen angeglichen
hatte, in kürzester Zeit an sie angeschlossen,
besser noch: herangeschmissen hatte, dachte
445 Schramm, sich angedient, dass es zum Schämen
war.

Es war ihm nicht recht gewesen, wie sehr der
Junge seine Nähe gesucht hatte, aber als er
fortblieb beinahe vom einen auf den anderen
450 Tag, kam es Schramm ebenso ungut vor. Und
auf keine seiner klärenden Fragen gab
Waid Schmidt eine Antwort, tat sie ab stattdessen
mit blassen Redensarten und ablenkenden Ge-
genfragen. Dieses und jenes reden wir, das

455 verstehen Sie doch, dass es da um nichts Großes
geht. Und mit dem Heft, was soll denn gewesen
sein mit dem Heft, worauf wollen Sie hinaus. Sie
müssen schon genauer werden, forderte er,
wenn ich wissen soll, wovon die Rede ist. Sie
460 sind der Lehrer, Sie müssen die Dinge klären,
und nicht im Ungefähren lassen. Das sagte der
Richtige! Ein Ausweichen, dachte Schramm, ein
großes Ausweichen und Ablenken statt einer
einzigsten brauchbaren Antwort, so dass er ihn,
465 das einzige Mal, das er ihn zu sich gebeten hatte,
auch schon wieder fortschicken wollte, weil er
ihn an keiner Stelle zu packen bekam, doch noch
mit der Hand an der Tür, halb schon herausge-
wunden drehte Waid Schmidt sich noch ein Mal
470 um. 115454545454 Wie halten Sie das eigentlich
aus, fragte Waid Schmidt: Ich an Ihrer Stelle, ich
hätte längst den Verstand verloren. Und er strich
eine rasch sich schließende Schneise durch das
neuerdings länger gewachsene Haar, stand und
475 lauschte freudig dem Nachklang seiner Worte,
indes das Lämpchen über dem Türsturz zum
Pausenende zu blinken begann, das Rufen und
Trappen in die Flure vor dem Zimmer drang. Du
reitest dich hinein, warnte Schramm, du wirst
480 dich noch einmal umgucken. Aufpassen, warnte
er, wie er warnte, wenn einer mehr Fehler
machte als üblich, aus Mangel an Aufmerksam-
keit: Es hat schon viele gegeben wie dich. So
redete er und merkte doch, dass Waid Schmidt
485 schon gar nicht mehr bei der Sache war. Als
rechnete er mit dem, was als nächstes käme,
dachte Schramm, als wüsste er schon alle Sätze,
und er, Schramm, kannte sie ja selbst: Wer zu
viel will, will nichts, weiß er doch im tiefen In-
490 nern selbst, dass er es nicht erreicht, schneller
als gedacht, ist ausgeträumt. Denk einmal dar-
über nach. Waid Schmidt streckte seinen Nacken,
Kinn an der Brust. Verstand verloren oder umge-
bracht, sagte er, oder beides, beides nacheinan-
495 der. Und es war niemandem die Hand ausge-
rutscht. Nichts, wie Schramm jetzt wieder den-
ken musste, war zufällig geschehen, alles hatte
Waid Schmidt mit einem Plan und einer Absicht
hingeführt zu diesem einen Punkt. Jede Äuße-
500 rung ein Zug, der auf jeglichen Gegenzug eine
Erwiderung wusste und auf den folgenden wie-
der eine. Und sogar den sogenannten Zusam-
menbruch, dachte Schramm, mitbedacht und
mitgeplant als die aus dem Vorangegangenen
505 notwendig folgende Konsequenz. Bis zum
Schluss, dachte Schramm, ist er dir voraus ge-

wesen, über und voraus, noch als Waid Schmidt mit ihm auf seine Hand schaute, auf Schramms zum Schlag erhobene, im Zaudern gefrorene Hand. Jetzt haben Sie ausgeholt. Waid Schmidt lächelte.

Da hätte er vielleicht endlich bekommen, was er verdiente, und er verdiente es nicht nur, dachte Schramm, er brauchte es sogar unbedingt. Einmal entgeistert werden, einmal entsetzt. Den Schreck spüren, in dem jeder nackt aussieht und dumm, wenn ihm die Sprüche ausgehen, wenn er einmal angefasst wird und einer zudrückt, drückt, so fest er kann. Ausgeholt, nun schlag auch zu, dachte Schramm, das war, wohin er gewollt hatte mit seinen Anspielungen, seinen Bemerkungen, das war, was sie alle miteinander in Wahrheit wollten und wünschten, dass eins zum andern kam und ihr Tun nicht ohne Folgen blieb. Ohne Zwinkern sah der Junge ihn an, nur das Zittern des rechten, etwas tiefer hängenden Lids, vor allen Eifer, alle Angst gezerrt, vor alle Verzückung, dass endlich etwas geschah. Hier gibt es nichts zu gucken, sagte Schramm und umfasste den Griff des Werkzeugs fest mit beiden Händen. Das konnte noch kommen, dass er ihnen drohte, wenn sie sich beim Spielen zu lang, zu nah vor seinem Tor herumdrückten, Stirnen an die Stäbe pressten, hinab zu ihm in die Senke spähten, in den Vorgarten hinein. Er zeigte die Hacke, zeigte einen Stein, wie man es erwartet von einem, der natürlich immer wunderlicher wird, ohne Frau, ohne Kind, und nicht einmal ein Hund. Aber dafür war es jetzt noch zu früh.

Kathrin Passig

Sie befinden sich hier, 2006

Wenn man im Winter in eine missliche Lage gerät, weil es beispielsweise früher dunkel wird als gedacht, Schneetreiben einsetzt oder man den Weg verloren hat, gibt es zwei Möglichkeiten. Ist damit zu rechnen, dass man in absehbarer Zeit gefunden und gerettet wird, vergräbt man sich im Schnee und wartet ab. Kennt man dagegen den Weg zur nächsten Unterkunft und ist ein Rettungseinsatz vorerst nicht zu erwarten, sollte man in Bewegung bleiben. Die Frage, was zu tun ist, wenn beides nicht zutrifft, wird in der Literatur höflich ausgespart. Ich habe mich daher für einen Kompromiss entschieden. Meine Art der Fortbewegung ähnelt ein wenig der eines Maulwurfs oder, wie ich mir vorstelle, der eines Menschen, der versucht, die Erde unter sich zu drehen. Ob ich mich bewege oder ob sich der Untergrund relativ zu mir bewegt – das Ergebnis ist in beiden Fällen dasselbe: Ich komme ans Ziel. Letztlich würde sogar die Bewegung der Erde durch das All genügen, den Ort, an dem ich mich befinde, wieder in eine sommerliche Klimazone hineinzubefördern. Aber so lange kann ich nicht warten.

Meine punktförmige Existenz wird nicht von allein mit einem warmen Ort zusammenfallen. Ich muss mich bemühen, vom Punkt zur Linie zu werden, denn jede Linie schneidet jede andere Linie früher oder später. Für meine Zwecke ist es sogar recht günstig, dass meine verschiedenen Ziele so statischer Natur sind, denn, wie ich Anne vergeblich beizubringen versucht habe: Wenn man einander aus den Augen verliert, dürfen sich nicht beide gleichzeitig auf die Suche machen. Die rettende Berghütte wird nicht zu mir kommen, aber sie läuft auch nicht weg. Das ist ihre entscheidende Eigenschaft, die ich mir hier zunutze mache.

Huxley äußert sich ausführlich darüber, wie viel besser der Mensch doch beraten wäre, still zu Hause zu sitzen. Was dabei an Nützlichem ungetan bleibe, werde mehr als aufgewogen durch die vielen sinnlosen und schädlichen Handlungen, die vermieden würden. Heute bin ich geneigt, ihm Recht zu geben. Eindeutig haben wir hier eine falsche Abzweigung eingeschlagen, aber ob sie nur wenige Stunden zurückliegt, einen halben Tag oder ein halbes Leben, kann

ich nicht sagen. Wir hätten nach Berlin weiterfahren können und wären gestern Nachmittag dort angekommen. Wir hätten uns mit einer flüchtigen Ortsbesichtigung begnügen können, ohne auch nur das Auto zu verlassen. Ich hätte Annes Vorschlag Widerstand leisten können. Eine Reihe winziger Entscheidungen hat dazu geführt, dass ich jetzt hier durch den Schnee krieche.

In Berlin wird sicher nicht vor Neujahr auffallen, dass wir nicht zurückgekehrt sind; vielleicht auch erst am zweiten oder dritten Januar. Und hier hinterlassen zwei Ortsfremde, die einander im Supermarkt seltsame Markennamen vorlesen, um dann einige Keksriegel und eine Flasche Kofila zu kaufen, mit Sicherheit einen so bleibenden Eindruck wie fallende Schneeflocken. Mit Suchmannschaften mit Taschenlampen, Sprechfunkgeräten und kompetenten Hunden ist jedenfalls bis auf Weiteres nicht zu rechnen. Es ist vermutlich besser so, denn ich kenne die peinlichen Folgen solcher Bergungsaktionen. Statt Mitgefühl wird dem Geretteten ein schlampig formulierter Beitrag in irgendeiner Mitgliederzeitschrift zuteil, in dem von Leichtsin, mangelnder Vorbereitung und unzureichender Ausrüstung die Rede ist. Wer sich aus eigener Kraft zurück in den Schoß der Zivilisation rettet, dem verzeiht man gern, dass er sich aus freien Stücken in die Situation begeben hat, die eine Rettung erst nötig machte. Den Bericht über seine Strapazen verfasst er selbst. Es steht ihm frei, sich humorvoll, aber doch geläutert zu den eigenen Versäumnissen zu äußern und sein Verhalten in schwieriger Lage im günstigsten Licht darzustellen. Bis dahin kann ich mir eine weniger naheliegende Metapher ohne Schneeflocken zurechtlegen, um einen Sachverhalt zu illustrieren, der mir jetzt wieder entfallen ist. Anne werde ich dabei nicht erwähnen. Man soll in solchen Berichten nicht andere für das eigene Schicksal verantwortlich machen. Nicht einmal dann, wenn sie tatsächlich durch ihre mangelnde Weitsicht das ganze Unheil heraufbeschworen haben. Verirrte Kleinkinder haben bessere Überlebenschancen als Erwachsene, denn es fehlt ihnen an der Phantasie, die nötig wäre, um den Ernst ihrer Lage zu begreifen. Sie machen weder schlechte

noch gute Pläne, sie laufen nicht tagelang in die falsche Richtung, und weil sie nicht wissen, dass sie bereits tot sind, bleiben sie am Leben. Aus demselben Grund lassen sie auch erfroren oder ertrunken noch nach Stunden wiederbeleben. Ihr Spatzengehirn bemerkt das Fehlen von Sauerstoff gar nicht erst. Am größten ist die Gefahr dagegen, wenn man sich zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr verirrt. Man ist alt genug, um einen Plan zu fassen, aber noch zu jung, um einen durchdachten von einem ungenügenden Plan zu unterscheiden. Wenn ich sterbe, nimmt dieses ganze Wissen die Form eines nutzlosen, gefrorenen Eiweißklumpens an. Im Frühjahr irgendeines Jahres kann man meine Leiche unten im Tal aus dem Gletscher schmelzen sehen. Aber ich werde natürlich nicht sterben, und es gibt hier auch gar keinen Gletscher. Nicht zu wissen, wo man sich relativ zu anderen Punkten aufhält, ist keine Todesursache. Verwirrung ist eine Todesursache. Aber ich bin, wenn schon nicht körperlich, so doch geistig orientiert, und ein kleines rotes Dreieck markiert meinen Standort: Sie befinden sich hier.

Unten am Parkplatz hatte unser Weg beschildert und befestigt seinen Anfang genommen. Vom Wind aufgewirbelte Schneekristalle leuchteten in Spektralfarben. Der Weg verlor sich schon ein oder zwei Stunden später, oder vielleicht waren auch wir es, die den Weg verloren. Die Natur hatte ihn ausgelegt wie eine klebrige Zunge, und wir waren ihr auf den Leim gegangen. Aber wir dürfen ihr keinen bösen Willen unterstellen. Unser Überleben könnte der Natur kaum gleichgültiger sein, das wird in solchen Situationen schmerzlich spürbar. Wie das Desinteresse eines Menschen, von dem man geliebt werden möchte, muss man ihre Gleichgültigkeit stoisch ertragen. Die Zeit arbeitet für mich.

Verirrte sterben häufig bereits in der ersten Nacht im Freien, obwohl sie, gemessen an ihrer Ausrüstung und körperlichen Konstitution, in der Lage sein müssten, mindestens einige Tage zu überleben. Nicht Kälte oder Erschöpfung werden ihnen zum Verhängnis, sondern Verzweiflung und schlechte Planung. Aber ich habe in der letzten Nacht bereits unter Beweis gestellt, dass ich nicht aus Enttäuschung über das mangelnde Mitgefühl der Natur zu versterben gedenke. Es war eine lange Wartepause im Windschatten eines Felsblocks, an die ich mich jetzt kaum noch

erinnere, ähnlich, wie man sich an einen überstandenen Schmerz nur abstrakt und undeutlich erinnert. Alles eine Frage der Selbstbeherrschung, der richtigen Einstellung. Natürlich ist es wichtig, den Verstand, der wie ein Hund lieber hierhin und dorthin streunen möchte, an die kurze Leine zu nehmen und nicht zuzulassen, dass er Schemen nachjagt. Abenteuerbücher für leichtgläubige Leser berichten immer wieder von schattenhaften Begleitern, mit denen die durch Kälte oder Einsamkeit verwirrten Wanderer ihren Proviant zu teilen versuchen. Tatsächlich habe ich genau zwei Erwähnungen dieses Phänomens in zuverlässigen Quellen gefunden, nämlich in einer berühmten Bergsteigerbiografie, an deren Titel ich mich gerade nicht erinnern kann, und in einem Bericht Amundsens über seine Überquerung der Gletscher Südgeorgiens. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob da nicht irgendeine Verwechslung mit Nansen vorliegt. Abgesehen von diesen kleineren Gedächtnisausfällen bin ich bei klarem Verstand und stelle statt der Anwesenheit eines Dritten vielmehr die Abwesenheit einer Zweiten fest. Anne ist nicht mehr da. Ich komme sehr gut ohne sie zurecht, besser sogar. Ich hätte sie gar nicht erst mitnehmen sollen, das wäre am besten gewesen. Ohne Anne könnte ich längst in Berlin sein, an einem gut beheizten und von Menschen für Menschen gestalteten Ort. Meine Vorfahren haben viele tausend Jahre daran gearbeitet, nicht mehr unbehaust in Kälte, Schnee und Nebel herumkriechen zu müssen – es ist mein gutes Recht, von ihren Leistungen zu profitieren. Aber ich hätte es wissen müssen, denn Anne hat in ihrem ganzen Leben keine vernünftige Karte gekauft. Situationen, in denen ein Maßstab von 1:500.000 nicht mehr ausreicht, kommen in ihrem beschränkten Weltbild nicht vor.

Immerhin profitiere ich von den Leistungen anderer insofern, als ich eine hochprofessionelle Winterjacke trage, ein wahres Wunderwerk an Wind- und Wasserdichtigkeit. Ich erinnere mich zwar nicht, was mich dazu bewogen hat, dieses für Berliner Winterverhältnisse völlig überqualifizierte Kleidungsstück zu erwerben, aber ich bin zufrieden mit meiner längst vergessenen Entscheidung. Wer eine solche Jacke hat, der braucht kein Haus. Wen kümmern ihre hässlichen rostbraunen Flecken und ihre undichten Nähte? Es ist nämlich tatsächlich so, ich habe diese Frage mittlerweile geklärt, dass manche

200 Schneeflocken die Form kleiner weißer Federn haben, weil sie kleine weiße Federn sind.

Diese Feststellung hat mich einige Zeit gekostet, denn meine ganze Umgebung ist von irritierender Einfarbigkeit. Aber es ist nicht das strahlende
205 Weiß der Landschaft, die gestern so anziehend wirkte. Es ist ein fahler, breiiger Ton, in dem jeder Kontrast versickert. Irgendwo unter mir muss Svat'ý Petr oder Sankt Peter liegen, aber bevor ich mir Gedanken über Feinheiten der
210 Namensgebung mache, muss ich diesen namenlosen Ort verlassen. Es ist dem Menschen nicht zuträglich, sich an Orten ohne Namen aufzuhalten. Deshalb hatten auch Entdecker nichts Eiligeres zu tun, als jede neue Landschaftsformation
215 nach ihrer Frau oder dem deutschen Kaiser zu benennen. Eskimos haben, wie einfallslose Mitmenschen an dieser Stelle gern in die Konversation einwerfen, unzählige Wörter für Schnee. Vermutlich soll damit auf die abgestumpfte Naturwahrnehmung des Stadtbewohners hingewiesen werden. Ich habe keine Geduld mit den Nachbetern dieser banalen Behauptung. Die Eskimosprachen sind polysynthetisch, was bedeutet, dass selbst selten gebrauchte Wendungen wie "Schnee, der auf ein rotes T-Shirt fällt"
220 in einem einzigen Wort zusammengefasst werden. Es ist so ermüdend, das immer wieder erklären zu müssen.

Vor meinen Augen entsteht gerade eine neue
230 Art Schnee, nämlich Schneedurch-den-sich-ein-magerer-Hase-arbeitet. Ich hoffe für den Hasen, dass er ein bestimmtes Ziel vor Augen hat, auch wenn ich mir kaum vorstellen kann, dass sich ein solcher Energieaufwand für ein verdorrtes Stück Flechte lohnt. ähnlich schwer nachvollziehbar mag wiederum dem Hasen erscheinen, warum ich mich hier durch den Schnee wühle. Ich sage "Hase", dabei ist durchaus denkbar, dass es sich um ein Kaninchen
240 handelt. Kaum jemand weiß, dass Hasen und Kaninchen nicht schwer voneinander zu unterscheiden sind; sie sind nicht einmal miteinander verwandt. Kaninchen sind Höhlenbewohner und gehören zu den Nagetieren, Hasen zu den Hasenartigen. Aber heute kann auch ich nicht sagen, um was für ein Tier es sich handelte, denn es war so weiß wie seine Umgebung, im Grunde also unsichtbar. Mit dem Verschwinden des weißen Hasenkaninchens überkommt mich ein
245 merkwürdiges Gefühl, das ich aus meiner Kind-

heit kenne. Es ähnelt ein wenig dem Gefühl, eine schwere Metallkugel in der Hand zu halten, nur erstreckt es sich auf den ganzen Körper, vor allem auf der Zunge und dem Gaumen breitet
255 sich die nicht unangenehme Empfindung aus. Es muss sich doch um ein Kaninchen gehandelt haben, denn das lateinische cuniculus bezeichnet nicht nur das Tier, sondern auch dessen Höhle, und auf diese Höhle weist das Auftauchen des
260 Kaninchens hin, das ist mir nicht entgangen. Außerdem waren die Ohren viel zu kurz für einen Hasen. Wenn alle Richtungen gleich aussehen, ist eine so gut wie die andere, daher würde ich dem weißen Kaninchen bereitwillig folgen, wenn
265 es nicht ohnehin in die Richtung gelaufen wäre, die mein Plan vorsieht.

Ich glaube übrigens nicht, dass es im Riesengebirge überhaupt Kaninchen gibt, die sich im Winter weiß färben. Aber das Tier machte einen
270 ausgesprochen realen Eindruck, und ich würde hoffentlich ein besseres, weniger ungelinkes und mageres Kaninchen herbeihalluzinieren, wenn ich mir davon Aussicht auf Rettung verspräche. Aus der Tatsache, dass sich abgesehen
275 von dem Tier in den letzten Stunden keine plausiblen Kandidaten für Halluzinationen eingestellt haben, schließe ich, dass in meinem Körper alles nach Plan läuft. Wir kommen schon zurecht, auch ohne Blendwerk. Hauptsache, man bleibt in
280 Bewegung.

Deshalb erzeuge ich geduldig aus Schnee-der-vor-mir-liegt Schnee-derhinter-mir-liegt. Es ist alles eine Frage der Zeit und der Hingabe. Wenn ich genug Zeit hätte, könnte ich allen Schnee der
285 Welt in Schnee-der-hinter-mirliegt verwandeln, ihn hinter mir wieder glattstreichen und jede Spur meiner Durchreise tilgen. Aber ich bin etwas in Eile, und meine Hände, willige Helfer bis vor wenigen Stunden, sträuben sich jetzt gegen
290 mich, als hätte ich ihre Loyalität überstrapaziert. Auch zu den Füßen ist der Kontakt abgerissen, aber bei meiner Fortbewegungsart habe ich ohnehin keine Verwendung für sie. Lähmung ist
295 hinderlich für das Bein, so steht es bei Epiktet oder Joe Simpson, aber nicht für mich. Die Beine werden selbst zusehen müssen, wie sie zurechtkommen, ich kann mich heute nicht um alles kümmern. Man kann uns kaum vorwerfen, dass wir unvorbereitet waren. Anne besaß eine Seite aus einem kostenlosen Tourismusprospekt, auf
300 der immerhin der Anfang dessen, was wir für

unseren Weg hielten, eingezeichnet war. Und ich besitze immer noch ein Digitalfoto der im Ort ausgehängten Winterwanderkarte, an dem ich mich orientieren könnte, wenn meine Kamera nicht die Angewohnheit hätte, bei niedrigen Temperaturen die Arbeit einzustellen. Natürlich müsste ich außerdem in der Lage sein, den Reißverschluss meiner Tasche zu öffnen und die Kamera zu bedienen, und schließlich scheint auch der Begriff der Orientierung eine gewisse Vorstellung von dem Punkt, an dem man sich befindet, zu beinhalten. Es ist, wie Anne zu sagen pflegt: "Wenn wir jetzt Schinken hätten, könnten wir Rührei mit Schinken machen, wenn wir Eier hätten." Davon abgesehen möchte ich ungern die Handschuhe ausziehen, da der Vorgang des Handschuhausziehens zwar ein einfacher, seine Umkehrung jedoch auch dann nicht einfach ist, wenn die Hände kooperieren. Merkwürdig, dass es so viele nicht reversible Prozesse auf der Welt gibt. Bei genauerer Betrachtung stellt sich heraus, dass Umkehrbarkeit generell die Ausnahme darstellt und nicht die Regel, wie man es in einem vernünftig gestalteten Universum erwarten möchte. Die Tatsache, dass meine Finger bereits jetzt nicht mehr in der Lage sind, einen einfachen Reißverschluss zu bedienen, gibt mir jedenfalls zu denken. Ich weiß über Erfrierungen Bescheid, und es ist ohne weiteres möglich, dass sich mir diese Fähigkeit nicht nur heute, sondern für immer entzieht. Verschließt, bin ich versucht zu sagen. Ich werde mir vorsorglich eine Antwort auf die Frage nach fehlenden Fingern oder Fingergliedern zurechtlegen, eine Antwort, die nichts mit Annes habitueller Verkennung von Gefahrensituationen zu tun hat. Hätte ich in meiner unzugänglichen Tasche statt einer Digitalkamera einen Handwärmer, könnte man später immerhin Catch-22-Probleme im Alltag erörtern. Ich glaube, ich werde einen Handwärmer hinzuerfinden.

Mein eigener Großvater ist nach Kriegsende wochenlang nachts durch Tschechien gewandert, um in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu gelangen. Ich bezweifle, dass ihm besseres Kartenmaterial zur Verfügung stand als unsere Gratis-Wanderkarte, zudem war es ja dunkel. Er muss die Gene, die ihn dazu befähigten, an mich weitergegeben haben. Nein, bei näherer Betrachtung kann ich mich auf diese Überlegung nicht verlassen, denn mein Vater war zu diesem Zeitpunkt bereits gezeugt. Oder lassen sich

daraus überhaupt keine Schlussfolgerungen ableiten? Die Frage wird später zu klären sein; vorerst muss ich diese Wanderung zu Ende bringen, ohne auf die Gene meines Großvaters zurückzugreifen.

Natürlich bin ich letztlich nicht auf das Foto der Wanderkarte angewiesen, denn auch mein Gehirn hat ein Abbild jener Tafel in ihrem hölzernen Triptychon gespeichert. Und im Unterschied zur Kamera funktioniert es auch bei Kälte ausgezeichnet. So weiß ich, dass die Berghütten mit ihren rührend altmodischen Namen rund um uns herum so zahlreich stehen, dass sie selbst ohne Karte und im Schneetreiben kaum zu verfehlen sind: Erlebachbaude, Weißwassergrundbaude, Geiergucke, Wiesenbaude. Irgendwo zur Rechten des Weges liegt das schöne, aber auch ein wenig beunruhigende Modrý D°ul. Da ich kein Tschechisch verstehe, kann es sich dabei statt um einen Ort ebensogut um einen Hinweis an den Wanderer handeln: Hic sunt leones. Verlassen wir uns also besser nicht auf Modrý D°ul und halten uns an die Hütten, die man zukommenderweise oben auf Bergen zu erbauen pflegt, wo sie leicht zu finden sind. Ich weiß das zu schätzen, denn in dem grauweißen Nichts, das mich umgibt, sind die Himmelsrichtungen Oben und Unten alles, woran ich mich halten kann.

Und das sind bereits zwei Richtungen mehr als in der letzten Nacht, in der der Schnee waagrecht und in großer Eile an uns vorbeifegte. Eng aneinandergedrängt an unserem Felsblock, beobachteten wir den Schnee aus zusammengekniffenen Augen, wie man an einem Bahnübergang einen Güterzug aus nächster Nähe vorbeirasen sieht. Alle Waggons waren mit Schnee gefüllt, und der Zug nahm und nahm kein Ende. Die Schranke wollte sich nicht mehr heben. Wer hätte dieser friedlichen Landschaft solche Exzesse zugetraut? Ein Tropfen Blut löst sich von meiner Stirn und versinkt einige Zentimeter tief im Schnee. Skorbüt, die Geißel der Polarforschung, führt bekanntlich zum Wiederaufbrechen alter Wunden, aber ich kann in dieser Hinsicht ganz unbesorgt sein, denn es handelt sich um einen so frischen wie harmlosen Kratzer. Ich beobachte den Vorgang aufmerksam, seiner ungewohnten Farbigkeit wegen. Der erstarrte Tropfen hat die Form von Annes T-Shirt angenommen, oder war es Annes Anorak? Hat sie überhaupt ein rotes Klei-

405 dungsstück getragen? Entfernungen sind bei diesen Lichtverhältnissen schwer einzuschätzen, und wenn ich den Tropfen auf eine bestimmte Weise fixiere, kann ich in der Ferne die vollständige Anne erkennen.

410 Nachdem ich sie so eine Weile eingehend betrachtet habe, muss ich mir der intellektuellen Redlichkeit halber die Frage stellen, ob ich womöglich doch ganz ohne Annes Schuld, überhaupt ohne Anne hier gestrandet bin. Zugegeben, die Überlegung drängt sich schon seit geraumer Zeit auf. Hätte Anne sich nicht durch irgendeine eigene Regung bemerkbar machen müssen, wenn sie eine von der meinen unabhängige Existenz führte? Ihr Name ähnelt verdächtig dem meiner Schwester Annette oder wirkt doch jedenfalls einfalllos, ein beliebiger Frauennamen mit A. Fragt man Menschen nach einer Farbe, antworten sie "Rot", bittet man sie, ein Werkzeug zu nennen, sagen sie "Stein".

425 Nein, nicht Stein, ich glaube, man sagt "Hammer". Auf die Frage nach einem Frauennamen würden neunzig Prozent wahrscheinlich mit "Anne" antworten. Das alles beweist natürlich noch gar nichts. Aber es war nicht Anne, die ihre Handschuhe im Auto gelassen hat. Ich war es. Ich wollte die Hände in die Hosentaschen stecken, ein, zwei Stunden durch den Schnee zu einer tschechischen Hütte schlendern und dort ein Glas Glühwein einnehmen. Für den Rückweg würde es hier in dieser gut erschlossenen Gegend vielleicht sogar einen Sessellift geben. So hatte ich mir den Nachmittag vorgestellt, und wer selbst noch nie so gedacht hat, werfe den ersten Stein. Im Land des Glühweins und der Sessellifte sind alle diese Überlegungen unschädlich und zulässig. Aber es berührt an vielen Stellen ein Land, in dem andere Regeln gelten. Im Laufe dieser Wanderung habe ich dessen Grenze überquert und finde jetzt den Weg zurück nicht mehr. Das ist weniger problematisch, als es klingt, denn ich will gar nicht zurück. Mein Plan sieht vielmehr einen kühnen Vorstoß nach vorne und oben vor, und die Abschaffung Annes ist nur ein Teil dieses Plans. Mein Gedankenkreislauf beschränkt sich immer mehr auf das Nötigste, so wie der Blutkreislauf nur noch zentrale Organe versorgt. Ich kann mir keine unnützen Gedanken leisten, die meine Energievorräte aufzehren. Ich muss mich konzentrieren, wenn die holzwurmgleiche Spur, die ich durch die Landschaft ziehe, heute noch ein Ende finden

soll.

Mir ist, als hätte ich meine Lage vorhin mit dem Begriff "gestrandet" beschrieben, dessen sommerliche Konnotationen hier ganz unangemessen sind. Man erkennt daran die Vernunft früherer Generationen, die hin und wieder Schiffbruch erlitten, aber nicht ohne Not Berge zu besteigen pflegten, schon gar nicht im Winter. Dabei sind wir nicht einmal über die Baumgrenze hinausge-
460 langt. Wenn sich die Lichtverhältnisse bessern, erkenne ich kleine, bucklige Kiefern. Vielleicht sind es aber auch dunkle Flecken. An dieser Stelle könnte ich erwähnen, dass die Birke der einzige Baum war, den Anne erkennen konnte, aber ich weiß es jetzt besser. Meine schlecht verwischte Spur im Schnee ist die Spur eines einzelnen Menschen. Mag sein, dass sich meine Erinnerungen vermischen, sicher habe ich irgendwann einmal mit Anne im Winter einen Berg bestiegen, aber das muss länger zurückliegen als nur eine Nacht und einen Nachmittag. Es passt zu den übrigen sinnlosen Bildern. Was soll ich in meiner Lage mit der Außenansicht einer bayrischen Apotheke anfangen, in der ich vor fünfzehn Jahren eine Zahnbürste erworben habe? Was will die junge, schwarzweiße Katze, der mein Grundschullehrer vor den Augen der Klasse einen Tritt versetzt? Birgt die Erinnerung an ein unleserlich beschildertes Stück Autobahn irgendeinen latenten Sinn, den ich nur nicht mehr entschlüsseln kann? Vielleicht zieht längst mein Leben in einer geordneten und cineastisch wertvollen Darstellung an mir vorbei, aber ich bin
470 intellektuell nicht mehr in der Lage, dem Film zu folgen. Es hätte schlimmer kommen können. Immerhin habe ich nicht versucht, meinen Proviant mit der nicht vorhandenen Anne zu teilen. Das wäre umso schwieriger gewesen, als die vier tschechischen Keksriegel in ihren Jackentaschen steckten, nicht in meinen. Nein, hier geraten mir zwei Gedanken durcheinander, was unter diesen Umständen vermutlich normal ist und niemanden weiter beunruhigen muss. Ich muss
480 nur die richtigen von den falschen Gedanken trennen wie die Schneeflocken von den Federn. Annes Jackentaschen sind jetzt meine Jackentaschen. Sie mögen unzugänglich sein – ich werde dem Hersteller später meine Überlegungen zu Reißverschlüssen mitteilen müssen – aber es sind meine Jackentaschen und meine Keksriegel. Ich muss sie mit niemandem teilen.